

Besprechungen

Maximilian 1. Aufbruch in die Neuzeit. Hofburg Innsbruck 15.05.–12.10.2019, hg. von MONIKA FRENZEL / CHRISTIAN GEPP / MARKUS WIMMER, Haymon, Innsbruck 2019. ISBN 978-3-7099-3462-3, 296 S., zahlr. Abb.

Maximilianus. Die Kunst des Kaisers. Schloss Tirol 2019, hg. von LUKAS MADERSBACHER / ERWIN POKORNY in Kooperation mit dem Südtiroler Landesmuseum für Kultur- und Landesgeschichte Schloss Tirol, Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2019. ISBN 978-3-422-98038-9, ISBN 978-88-95523-12-5, 279 S., zahlr. Abb.

Von den vielen Ausstellungen, die, besonders in Österreich, anlässlich des 500. Todestags von Kaiser Maximilian I. gezeigt wurden, verdienen in Tirol zwei besondere Aufmerksamkeit, nämlich die umfassende Gesamtschau in der Innsbrucker Hofburg mit dem aufgrund des längst bestehenden Bildes kaum anders zu erwartenden Untertitel *Aufbruch in die Neuzeit* und die Fokussierung eines Teilaspekts, der kreativen Seite des Herrschers, auf Schloss Tirol mit dem Zusatz *Die Kunst des Kaisers*. Der Begriff *Kunst* ist hier in seiner Mehrdeutigkeit zu sehen, denn er bezeichnet nicht kreative Akte allein, sondern steht auch für eine Fertigkeit, im gegenständlichen Fall: sich selbst zu inszenieren. So gesehen, wird also auch hier nicht der bekannte *letzte Ritter*, sondern ein Mensch der Neuzeit – um nicht zu sagen: der Moderne – präsentiert. Zu beiden Ausstellungen erschienen sorgfältig gearbeitete Kataloge, die in einem ersten Teil, jeweils in Gestalt kürzerer Aufsätze zu diversen Teilbereichen, zur Gesamthematik hinführen und in einem zweiten Teil die Botschaft der jeweiligen Schau durch facettenreiche Beschreibungen der einzelnen Objekte auf Dauer sichern. Die Beiträger, mehrheitlich Historiker und Kunsthistoriker aus Deutschland und Österreich, allesamt ausgewiesene Experten im jeweiligen Teilbereich, kommen, was besonders für die Schau in der Hofburg gilt, teilweise aus der klassischen Schule Hermann Wiesfleckers, nicht wenige stehen aber auch für neue Forschungsansätze.

Im Innsbrucker Katalog stellt MANFRED HOLLEGER den Herrscher zunächst in den Kontext einer Zeit, in der die politischen Kräfte in Europa neu austariert werden mussten, wobei ein tiefgreifender Wertewandel sichtbar wird. Die Förderung sozialer Aufsteiger verlief bei Maximilian parallel zu einer Selbstinszenierung großen Stils, bei der ihm nicht zuletzt seine Sprach- und Schreibfertigkeit zugutekamen. Solches kennt man aus der heutigen Zeit gleichermaßen wie den von KARL SCHÜTZ beschriebenen Einsatz von Medien zur Vergegenwärtigung, Propagierung und Rechtfertigung der eigenen Projekte; hier ist auch der Rahmen für eine konzise Deutung bekannter Maximilian-Porträts, besonders von Bernhard Strigel und Albrecht Dürer, gegeben. Kuratorin MONIKA FRENZEL greift ebenfalls ein bekanntes Thema auf, die Einflüsse des burgundischen Hofes, in den Maximilian durch seine erste Gemahlin Eingang fand, auf sein Verhältnis zur Kunst (mit den Schwerpunkten Tafelbild, Tapiserie, Sepulkralkunst und Ahnenkult) – von der Selbstdarstellung und -inszenierung ganz zu schweigen. Das burgundische Vorbild wirkte außerdem in den Hofämtern und in der Verwaltung. Ein weiterer Beitrag derselben Verfasserin würdigt dieses einzig-

artige, zwischen Frankreich und dem Reich zu verortende politische Gebilde mit Blick auf die dort entfaltete höfische Pracht, ihrerseits Ausdruck ehrgeiziger politischer Pläne der Herzöge, aber auch als Geburtsstätte des Ordens vom Goldenen Vlies im Jahr 1420. Eine konzise Zusammenfassung dessen, was man über diese in der Tradition der geistlichen Ritterorden stehende, hehre Ideale kultivierende Gemeinschaft wissen sollte, bietet MARCO FREEK. Maximilian, aufgenommen im Jahr 1478, hatte als Österreicher zunächst eine schwere Position gegenüber den burgundischen Rittern, ja selbst gegenüber seinem Sohn Philipp gehabt, es gelang ihm aber, sich in einer Weise zu behaupten, die es möglich machte, dass der Orden in den Jahrhunderten nach ihm zu einem prägenden Element österreichisch-habsburgischen Selbstverständnisses wurde, das nicht zuletzt im spanischen Hofzeremoniell weiterlebte. Mit einem Teilaspekt des höfischen Zeremoniells, für das ebenfalls aus Burgund wichtige Anregungen kamen, befasst sich ANNETTE AHRENS: Vom Tafelsilber ausgehend, identifiziert sie öffentliche Schaubuffets als politische Machtdemonstrationen (interessant insbesondere die etymologische Herleitung des in gutbürgerlichen Häusern geläufigen Wortes *Kredenz* von *credere*, vertrauen).

Es folgen Ausführungen zur Hofburg selbst, dem unter Maximilian zwar weder initiierten noch vollendeten, aber doch gezielt ausgebauten Innsbrucker Wohn- und Herrschaftssitz. NICOLE RIEGEL, PETRA MAYRHOFER, MARKUS WIMMER und REINHARD MUNZEL rekurrieren auf schriftliche, archäologische und bildliche Quellen bzw. erläutern den Einsatz alternativer Methoden wie geophysikalische Prospektion und Dendrochronologie, schließlich sogar den Versuch digitaler Rekonstruktion der Situation unter Maximilian: Das letztere Unternehmen diene gerade bei einer so komplexen Gesamtsituation nicht nur der Veranschaulichung, sondern sei auch als „wissenschaftlicher Härtetest“ (S. 59) geeignet.

Drei weitere Beiträge, allesamt aus weiblicher Feder, rücken bedeutende Frauen aus Maximilians engstem Umfeld ins Blickfeld. Seine zweite Gemahlin, Bianca Maria Sforza, deren Brautschatz im Spätmittelalter an Reichtum nicht oft übertroffen wurde, ist für CHRISTINA ANTENHOFER der Aufhänger für allgemeine Überlegungen zum heuristischen Wert der Sachkultur, über die am Innsbrucker Hof auch der Weg zum Verständnis des dort herrschenden Klimas führte, während CHRISTINA LUTTER, ausgehend von den allgemeinen Spielregeln der Zeit, die politische Bedeutung der adligen Frau in den Blick nimmt. Die Analyse stützt sich auf den Vergleich mit Maximilians erster Gemahlin, Maria von Burgund, und der gemeinsamen Tochter Margarete von Österreich, welche Letztere später ihren Vater in den Niederlanden als Regentin vertrat. In diesen 12 Jahren (1507–1519) kommunizierten die beiden in insgesamt 667 Briefen, bei deren Analyse DAGMAR EICHBERGER nicht so sehr Themen wie Krieg/Frieden, Diplomatie oder Ämterbesetzungen, sondern vornehmlich Privates, wie Gesundheit/Krankheit/Tod, die Erziehung der Kinder oder den zwischen Vater und Tochter herrschenden Umgangston in den Blick nimmt.

Eine weitere Trias von Aufsätzen würdigt den König/Kaiser im zeitgenössischen Wirtschaftssystem. Dass die Stadt Innsbruck durch Maximilian einen rasanten Aufschwung erlebte, der sie auch als „Wirtschaftsstandort“, so die heutige Sprache, aufwertete, ruft CHRISTIAN GEPP in konziser Form in Erinnerung. Der hierbei gesetzte Schwerpunkt, der Maximilians persönlichen Neigungen in hohem Maße entsprach, nämlich die Plattnerie (einschließlich des sozialen Aufstiegs der in dieser Branche tätigen Personen), wird von MATTHIAS PFAFFENBICHLER vorgestellt. Die wirtschaftlichen

Voraussetzungen schuf sich der König/Kaiser durch den Schulterchluss mit mächtigen Unternehmern, wie den Gossembrot oder den Fugger aus Augsburg; die letztere Familie, so WOLFGANG WALLENTA, war aufgrund ihrer Finanzkraft derart mächtig, dass sie auch bei politischen Entscheidungen von höchster Tragweite, bis hin zu Kaiserwahlen bzw. dem Verhältnis zum Heiligen Stuhl, eine Schlüsselrolle spielte.

Andere Teilbereiche der Politik, Diplomatie einerseits und das Arrangement von Ehen im Kontext blutiger Kriege andererseits, sind das Thema der Beiträge von STEFANIE HEIM und MAXIMILIAN KRÜGER: Sigmund Freiherr von Herberstein legte als habsburgischer Diplomat in Russland ähnliche charakterliche Grundmuster an den Tag wie sein Prinzipal, und in Maximilians Beziehungen zum Herzogtum Bretagne rückt ein wenngleich weniger bekanntes Pendant zu Burgund in den Blick, das aber insofern auch langfristig die Aufmerksamkeit der Historiker verdient, als ein dort aufgekommener Konflikt in den 1480er-Jahren den Beginn eines bis zum sogenannten *Renversement des alliances* um die Mitte des 18. Jahrhunderts sehr schwierigen Verhältnisses der Habsburger zu Frankreich markierte.

Maximilians Rolle in geistig-religiösen Belangen thematisieren MARIANNE OBERLADSTÄTTER mit einem Beitrag zur Antikenrezeption zum Zweck der Herrscherhuldigung und, davon ausgehend, ganz allgemein zur Rolle des Humanismus, und INGE WIESFLECKER-FRIEDHUBER, die auf dem Weg der Analyse kurzer, kopial überlieferter Aufzeichnungen von seiner Hand die tragenden Säulen von Maximilians Religiosität identifiziert: ein ausgeprägtes Sündenbewusstsein sowie den Glauben an die Kraft des Gebetes und die Fürsprache der Heiligen, weniger die Bedeutung guter Werke und der Leistung. Kaum Berührungspunkte hiermit ergeben sich aus ALEXANDER KOLLERS Analyse seiner Beziehungen zu den Päpsten, insgesamt immerhin fünf (Innozenz VIII., Alexander VI., Pius III., Julius II., Leo X.). Auf dieser Ebene agierte Maximilian höchst selbstbewusst, ausschließlich als Politiker (nicht zuletzt vor dem Hintergrund der notorischen Rivalität zu Frankreich), so sehr auf Augenhöhe mit den Nachfolgern Petri, dass er 1511 daran dachte, auch selbst diese Rolle einnehmen zu können.

Am Ende der Beitragsriege stehen Ausführungen, die dem Nachwirken des Kaisers bis zum heutigen Tag gewidmet sind, nämlich über die berühmte, politisch höchst aussagekräftige Ehrenpforte, den größten Holzschnitt der klassischen Kunstgeschichte, in dem Maximilians Drang zur Selbstdarstellung und die Bedeutung der *Memoria* in seinem Denken kulminierte (THOMAS SCHAUERTE), über die bekanntermaßen enge Beziehung zu Tirol (SABINE WEISS) und über bereits im 16. Jahrhundert aufgekommene Überlegungen zur Rückführung von Maximilians Leichnam von Wiener Neustadt nach Innsbruck, die durch die alliierten Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg neuerlich wachgerufen wurden. Hier ging es um das Spannungsfeld zwischen dem, was der Kaiser in seinem Testament explizit verfügt hatte, und dem, was er in seinem publizistischen Programm indirekt kommunizierte. Die Ereignisse orientierten sich schließlich am Buchstaben, die Innsbrucker Ausstellung aber holte den Herrscher im Geiste „retour“, ohne Fragezeichen, so das unmissverständliche gleichsam „letzte Wort“ der Projektleiter MARKUS WIMMER und CHRISTIAN GEPP.

Viele der genannten Autorinnen und Autoren (und weitere) erstellten auch die Texte für den anschließenden Katalog, der das auf 22 Orte/Räume angelegte Gesamtkonzept der Ausstellung abbildet. Dass es schwer ist, in der Anordnung ein eindeutiges Kriterium zu erkennen, soll keineswegs als Manko angesprochen werden. Viel-

mehr verbirgt sich dahinter eine kulturpolitische Grundsatzentscheidung, die in einer Zeit schwindender Allgemeinbildung, auch in den Reihen gesellschaftlich führender Kreise, keineswegs abwegig ist, nämlich einen prägenden Gesamteindruck zu vermitteln, und dieser ist in der gebotenen Form fraglos treffend. Präsentiert wird eher der in die Neuzeit aufbrechende Fürst als der (im allgemeinen Bewusstsein vielleicht bekanntere) *letzte Ritter*, und dies gelingt nicht zuletzt durch ein über seine Person hinausgehendes Ausleuchten der Epoche, wie beispielsweise durch die Einbeziehung von Objekten wie des französischen Rosenromans (06-17) oder des Behaim-Globus (05-02). Die wichtigsten „klassischen“ Maximilian-Themen (mit Ausnahme der mächtig im Raum stehenden Reichsreform) sind in den Räumen aber gleichwohl präsent, überlagert von biographischen Etappen: Selbstdarstellung, Kriegstechnik, Politik und Privatleben, Kindheit und Jugend, Burgund, die Freude am Turnier, der Orden vom Goldenen Vlies, Landsknechte, Kriegspropaganda und Waffenproduktion, Jakob Fugger, Bianca Maria Sforza und das Hofleben, das Ambraser Heldenbuch, Expeditionen, die Innsbrucker Residenz, *Memoria* im weitesten Sinn und der Innsbrucker Kenotaph, Humanismus, europäische Heiratspolitik, der Triumphzug, Krankheit und Tod.

Die Objekte konnten dank der Großzügigkeit der Republik Österreich, die hinter der Burghauptmannschaft Österreich als für die Innsbrucker Hofburg letztverantwortliche Einrichtung steht, aus aller Welt bezogen werden, nicht nur aus den obligaten Wiener Sammlungen, sondern auch aus New York, Washington, London, Paris oder dem Vatikanischen Geheimarchiv. Neben den bekannten, zu erwartenden Künstlernamen, allen voran Albrecht Dürer, finden sich auch Größen der jüngeren Kunstgeschichte, wie Peter Paul Rubens (03-01). Die Ausstellung ist mit hohem technischen Aufwand konzipiert, bis hin zu digitalen Inszenierungen. Die diesbezüglichen Optionen sind schon per se Botschaft, wie überhaupt das Superlativische in jeder Hinsicht: Sie machen Affinitäten zwischen Maximilian und heutigen Erfolgsmenschen sichtbar; selbst die Rahmenbedingungen werden vergleichbar. An der Aufmachung des Katalogs könnten sich die Geister allerdings scheiden: Ist die Dominanz (allzu) greller Farben Abbild einer entschlossen, um jeden Preis nach vorne drängenden Persönlichkeit, spiegelt sie gar die Ablösung hehrer Ideale durch aggressiv-vulgäre Kräfte wider, die ein breites Publikum schätzt?

Eine solche Frage drängt sich dem Besucher der Maximilian-Ausstellung auf Schloss Tirol nicht auf; der Katalog vermittelt den Gesamteindruck von Eleganz. Die in nur drei Räumen untergebrachte Schau nahm ein in Innsbruck freilich ebenfalls angesprochenes Segment aus dem Wirken des Herrschers in den Blick, nämlich seine kreative Seite. Das Programm spricht nicht in erster Linie breite Kreise an (auch wenn es diese, natürlich, in Staunen versetzt), sondern eher Fachleute, denen es in seinem Facettenreichtum und im Tiefgang der Analyse Neues erschließt. Auch hier stellte der bereits erwähnte Triumphzug einen Angelpunkt dar: Die Präsentation desselben – und weiterer Zeugnisse der Selbstdarstellung – stünden, so das einleitend von LUKAS MADERSBACHER und STEFAN POKORNY prägnant erläuterte Gesamtkonzept, für die Medienrevolution unserer Tage. Ein personeller Nexus zur Innsbrucker Ausstellung ergab sich durch Beiträge von THOMAS SCHAUERTE und MANFRED HOLLEGER, bei Ersterem, wenngleich mit anderen Schwerpunkten, auch durch das Thema, die Ehrenpforte. Letzterer hingegen versuchte dieses Mal, über die Notizen in Maximilians Gedenkbüchern dessen Interessen zu erkunden: Jagd, Bauwesen,

Rüstung, Geschichte/Kultur/Memoria, Verwaltung, Essen/Trinken (Naturmedizin), auch sein Faible für Heldenepik.

Die Beiträge kreisen um die Bereiche Druckgrafik und andere bildende Künste einerseits und Literatur andererseits. ALEXANDER KAGERER schreibt die mediale Darstellung dem Willen zur Schaffung von Omnipräsenz und zur Sicherung der historischen Bedeutung zu. CHRISTOF METZGER stellt die über 500 in der Albertina erhaltenen Druckstöcke vor, ein selten wahrgenommenes Thema, das die ansonsten vergessenen Formschneider zu Ehren kommen lässt. Durch sein Interesse an späteren Erwähnungen derselben leistet er zugleich einen Beitrag zur Rezeptionsgeschichte. LARRY SILVER sieht Maximilians Bemühen um Selbstdarstellung in einem bereits gegebenen europäischen Kontext (Kaiser Karl IV., Karl der Kühne von Burgund) und akzentuiert den Zusammenhang von Macht und Medien. Dementsprechend heben ANJA EISENBEISS und EVA MICHEL in ihren Ausführungen über die Porträts bzw. den Triumphzug die aktive Anteilnahme des Kaisers an der Entstehung der Werke hervor. Dies macht verständlich, warum Maximilian keinen Wert darauf legte, einen festen Stab an Künstlern mit markantem Profil um sich aufzubauen, sondern sich verschiedener Kräfte, jeweils vor Ort, bediente, wie GUIDO MESSLING erläutert. An den literarischen Arbeiten zu seiner Person, deren Entstehungsprozess der Kaiser sorgfältig begleitete, beobachteten STEPHAN MÜLLER und DENNIS WEGENER, dass er häufig mittelmäßige Künstler bevorzugte, um sich Eingriffsmöglichkeiten offenzuhalten. Darüber hinaus liegt der Wert des Aufsatzes darin, dass die mittelalterliche Auffassung von Autorschaft erläutert wird, die von der heutigen stark abwich: Der Anspruch auf Originalität trat hinter das Verlangen nach Inspiration zurück, und die Arbeit in Werkstätten ist als permanenter Dialog aller Beteiligten zu begreifen. Maximilian war darauf bedacht, dass regelmäßig mit ihm Rücksprache gehalten werde, wie ein Fragbuch zeigt. MARIA THEISEN, STEFAN KRAUSE und SUSANN KRETSCHMAR bestätigen dies in jeweils gesonderten, im Ergebnis aber einheitlichen Ausführungen zu den Schriften zur Genealogie, zum Freydal, dem literarischen Alter Ego Maximilians, bzw. zum Weißkunig. So überrascht es nicht, wenn ANDREAS ZAJIC in einer subtilen paläographischen Analyse der vielen von Maximilian erhaltenen Zeugnisse eigenhändiger Schriftlichkeit aus verschiedenen Situationen individuelle Merkmale und mehrere Schreibniveaus ortet. Seine Überlegungen zu den Gründen für die Eigenhändigkeit decken sich in Vielem mit dem, was Manfred Holleger am Beginn des Innsbrucker Katalogs feststellte, nämlich, abgesehen vom Willen, auch spontane Einfälle festzuhalten bzw. dem Empfänger besondere Ehre zu erweisen, auch die Absicht, manches vor den Sekretären geheim zu halten. So dominiert also auch in der Tiroler Schau – trotz der „ritterlichen“ Inhalte, die Maximilian beschäftigten – das Bild eines zwar nach dem Ideal der Renaissance umfassend gebildeten, aber in seinem politischen Stil wenig höfischen Mustern sich öffnenden Herrschers.

Die mithin ebenfalls ausgezeichnet dokumentierte Schau auf Schloss Tirol beschränkte sich also nicht auf die museumsdidaktische Aufbereitung mehr oder weniger bekannten Wissens, sondern rückte ansonsten selten bis nie gezeigte Objekte aus den berühmtesten Sammlungen Europas ins Bewusstsein der Nachwelt. Diese zu beschaffen und die geforderten technischen Standards zu erfüllen, kostete den Steuerzahler viel: Gleichwohl hat das Land Südtirol gut daran getan, optimale Voraussetzungen für die Umsetzung eines so ambitionierten Programms mit exklusiven Leihgaben zu schaffen. Der Aufwand ist gerechtfertigt, weil er die Erforschung neuer

Aspekte rund um einen vermeintlich sehr bekannten Herrscher möglich machte. Die Ergebnisse, die in ihrer Nachhaltigkeit vermutlich höher zu veranschlagen sind als für die Dauer der Ausstellung (nicht jeder Besucher wird sie angemessen zu würdigen wissen), bieten auch für etablierte Historiker Neues, sind jedenfalls dazu angetan, das Bild Maximilians zumindest zu modifizieren, eine Metamorphose von der einfach nur großen Persönlichkeit (in Tirol für manche vielleicht auch: Identitätsfigur) zum Denkanstoß einzuleiten. Nicht zuletzt verdient das Forschungsunternehmen uneingeschränkten Beifall aufgrund der offenkundigen Parallelen der damaligen Medienrevolution zu jener, die wir heute erleben, mit all ihren politischen Implikationen, bis hin zu Fragen der Ethik: Es ist daher auch in Hinblick auf die staatsbürgerliche Bildung von hoher Relevanz.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

SABINE WEISS, **Maximilian I. Habsburgs faszinierender Kaiser**, Tyrolia, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-7022-3709-7, 400 S., zahlreiche Farbabb.

Kaiser Maximilian I. Tirol, Österreich, Europa 1459–1519, hg. von MICHAEL FÖRCHER / CHRISTOPH HAIDACHER, Haymon, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-7099-3444-9, 216 S., zahlreiche Farbabb.

Das Maximilianjahr 2019 hat seine Spuren in zahlreichen Ausstellungen, Tagungen und Festakten in ganz Europa und weltweit, mit Ausläufern in Japan und New York hinterlassen. Besonders hat sich Tirol dem Jubiläumsjahr gewidmet und in publikumsnahen Formaten Maximilian als europäischen Herrscher, als letzten Ritter und zugleich in die Neuzeit aufbrechenden Visionär beleuchtet. Umso erfreulicher ist es, dass neben den zeitlich begrenzten Formaten auch dauerhaftere Spuren geschaffen wurden – in Form etwa der Dauerausstellung zu Maximilian I. in der Innsbrucker Hofburg und in Form zahlreicher Publikationen. Die zwei wichtigsten Tiroler Ausstellungskataloge stellt Erika Kustatscher in einer Sammelbesprechung in diesem Band vor. Hier soll der Blick auf zwei monographische Darstellungen gerichtet werden, die sich in biographischen Abrissen dem Kaiser nähern und an ein breites Publikum gerichtet sind, jedoch abseits von Tagungen und Ausstellungen entstanden.

Zunächst hat Sabine Weiss als erfahrene Autorin zahlreicher biographischer und bildgewaltiger Bände Maximilian als „faszinierenden“ Habsburgerkaiser in den Blick genommen. Zu Maximilian hat die Autorin seit ihrer Studienzeit in Graz ein besonderes Naheverhältnis, da sie im Team von Hermann Wiesflecker an der Bearbeitung der Quellen zu Maximilian I. mitarbeitete. Bereits 2010 legte sie eine Biographie zu Bianca Maria Sforza, Maximilians zweiter Gattin, vor, der nun diese umfangreichere Darstellung Maximilians selbst folgt. In gewohnter Weise besticht auch diese Biographie durch die Fülle an hochkarätigen Abbildungen und durch die profunde Quellenkenntnis, auf die Weiss bauen kann.

Dem Stil einer biographischen Annäherung entspricht die Anlage der Kapitel, die einerseits besondere Lebensstationen betrachten, andererseits vor allem dynastiegeschichtlich angelegt das familiäre Umfeld und damit Eheschließungen, die Frauen um Maximilian, aber auch sein Gedächtniswerk erschließen. Der Band beginnt mit einem Blick auf die Habsburger allgemein, auf den Vater Friedrich III., gefolgt von Kindheit

und Jugend, der Heirat mit Maria von Burgund, der Wahl zum römischen König und der zweiten Ehe mit Bianca Maria Sforza. Eigene Kapitel sind den spanischen und böhmisch-ungarischen Doppelhochzeiten gewidmet, der Kaiserproklamation, Maximilians Persönlichkeit und seiner Beziehung zu den Frauen in seinem Umfeld. Das Gedächtniswerk wird beleuchtet über die Betrachtung von Maximilian als Autor, seines Todes und Gedenkens und die Frage nach den Werken, die er für die Ewigkeit schuf. An das lokale Tiroler Publikum adressiert ist ein Abschnitt zu Maximilians Beziehung zu Tirol, das die Autorin plakativ als sein „liebstes Land“ bezeichnet.

Die publikumsnah verfasste Darstellung wird durch einen ausführlichen Anmerkungsapparat und eine Auswahlbibliographie zu Quellen und Literatur erschlossen und kann somit auch für wissenschaftliche Zwecke genutzt werden. Die Biographie bietet dabei vor allem eine Zusammenschau der Klassiker, neuere Erkenntnisse, etwa zu geschlechtergeschichtlichen Aspekten am Beispiel seiner beiden Ehen, finden dagegen keinen Eingang. Für ein breites Publikum allerdings stellt diese Biographie mit Sicherheit eine ansprechende und gut zugängliche Betrachtung des Kaisers dar.

Der zweite zu besprechende Band präsentiert sich als Kollektivbiographie, vier Autoren und eine Autorin liefern hier eine politikgeschichtlich angelegte Betrachtung des Kaisers, die ihn – wie es der Untertitel ausdrückt – zwischen Tirol, Österreich und Europa verortet. CHRISTOPH HAIDACHER beginnt mit einer Würdigung von Maximilian als historischer Persönlichkeit, die sich sowohl mit seinem Charakter als auch den Zuschreibungen seitens der Historiographie auseinandersetzt. MICHAEL FORCHER geht der Frage nach, inwiefern Tirol als „Heimat seines Herzens“ gelten kann. CHRISTIAN LACKNER behandelt Maximilian in seiner Beziehung zum Haus Österreich und erweitert (und relativiert damit zum Teil) mit dem gesamtösterreichischen Blick die zunächst auf Tirol angelegte Perspektive. MARK MERSIOWSKY und ELLEN WIDDER legen schließlich den Blick auf die europäische Dimension, in der Betrachtung des Heiligen Römischen Reichs wie der dynastischen Netzwerke.

Der Band richtet sich dezidiert an ein allgemeines Publikum und verzichtet daher – bedauerlicherweise – auf Anmerkungen, wenngleich diese im vorhandenen Anhang in reduzierter Form durchaus Platz gefunden hätten. Dort finden sich hilfreiche Zeit- tafeln, ein Stammbaum, Bildnachweise, knappe Literaturhinweise und Angaben zu den Autoren und der Autorin sowie ein kurzes Register. Reich bebildert, präsentiert sich der Band in der Art eines Katalogs, wobei kurze Zusammenfassungen in italienischer und englischer Sprache wohl auch an ein touristisches Publikum gerichtet sind. Es ist äußerst begrüßenswert, dass namhafte Historikerinnen und Historiker die Ergebnisse ihrer Forschungen in ansprechender Form einem breiten Publikum zugänglich machen, was bei dieser Publikation sehr gut umgesetzt wird. Ansprechend ist der gewählte Zugang, der die Person in unterschiedliche Beziehungsverhältnisse setzt und darüber auch komplexe historische Hintergründe allgemein verständlich formuliert. Bedauerlich ist leider, dass Bianca Maria Sforza trotz des seit gut zehn Jahren revidierten Bildes immer noch mit dem völlig verfehlten Wiesfleckerurteil abgehandelt wird („Aber ihr hübsches Äußeres konnte mangelnde Intelligenz und ‚kindisches Wesen‘ (Wiesflecker) nicht wettmachen.“ S. 83) Sehr gut ist die didaktische Aufbereitung der Inhalte über Karten und Übersichten sowie die reiche Bebilderung.

Beide vorgestellten Werke bieten somit vor allem für ein allgemeines Publikum eine ansprechend aufbereitete Zusammenschau und einen guten Überblick zu Maximilians Leben und Bedeutung und sind willkommene Ergänzungen zur klassischen,

mehrbändigen Wiesfleckerbiographie und der kürzeren Synthese, die Manfred Hollegger 2005 vorlegte. Nicht zuletzt die reiche Ausstattung mit Bildern, Tafelwerken und Karten eröffnet jeweils einen weit über den Text hinausgehenden Mehrwert, weshalb sich die Bände, insbesondere das von Haidacher und Forcher herausgegebene Werk, auch für eine Verwendung im Schulunterricht anbieten. Da beide Bücher jedoch vor der intensiven Tagungs- und Forschungstätigkeit des Maximilianjahres erschienen sind, gilt es für die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung auf die in diesem Zusammenhang erschienenen Tagungsbände und Ausstellungskataloge zu blicken, die manche älteren Positionen in ein neues Licht gerückt und zahlreiche neue Erkenntnisse gebracht haben.

CHRISTINA ANTENHOFER, Salzburg

Kaiser Maximilian und das Ambraser Heldenbuch, hg. von MARIO KLARER, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2019. ISBN 978-3-205-23267-4, 246 S., 210 farb. Abb.

Gemessen an der kultur- und literaturhistorischen Bedeutung des *Ambraser Heldenbuches* wirkt die bis heute vorliegende Forschungsliteratur quantitativ ausgesprochen überschaubar. Nach einigen frühen Arbeiten (z. B. von Carl Hultaus 1883, Theodor Gottlieb 1900) erweckte die Handschrift erst wieder in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts breiteres Interesse (z. B. Joachim Heinzle, Johannes Janota). Freilich war das Werk als handschriftliche Quelle für die Einzeltexte, für die Aufsätze und Monographien dazu stets und über die Jahrzehnte präsent (vgl. die umfangreiche Bibliographie bei Klarer, S. 211–229), aber als Gesamtwerk „eigenen Rechtes“ wurde es eher noch aus kunsthistorischer Perspektive betrachtet (Buchschmuck). Nach der Jahrtausendwende ist ein deutlicher Anstieg der germanistischen und historischen Publikationen zum Maximilianischen Heldenbuch zu konstatieren. Dies dürfte nicht allein der Tatsache geschuldet sein, dass Bücher zu Maximilian I. rund um das Gedenkjahr 2019 besonders im Vordergrund stehen.

Der Band *Kaiser Maximilian und das Ambraser Heldenbuch* führt die verschiedenen Forschungsinteressen interdisziplinär zusammen, vor allem die text- und literaturhistorischen, die kunst- und mediengeschichtlichen und in der Konsequenz jene der Editions- und Kulturwissenschaften. Die Gliederung des Bandes spiegelt die thematische Vielfalt und die sich damit vernetzende Interdisziplinarität wider. Die sieben Teile umfassen: „Aufträge und Ausführungen“ (HUBERT ALISADE, AARON TRATTER), „Texte und Texturen“ (JAN-DIRK MÜLLER, KLAUS AMANN), „Unikate und Übersetzungen“ (KURT GÄRTNER, STEPHAN MÜLLER), „Genres und Gender“ (MAX SCHIENDORFER, MICHAEL DALLAPIAZZA), „Helden und Herrscher“ (HEINZ NOFLATSCHER, LARRY SILVER), „Bilder und Buchstaben“ (KRISTINA DOMANSKI, MARIO KLARER), und *last but not least* „Gedachtnus und Gedanken“ (MARIO KLARER). Die beteiligten Disziplinen (Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte) spannen den breiten methodischen Bogen von der akribischen Beschreibung und Analyse der historischen Materialität zur aktuellen digitalen Anverwandlung, von der (kunst)historischen räumlichen und zeitlichen Einordnung, der literatur-, motiv- und gattungsgeschichtlichen Zuordnung bis zur Dekonstruktion des konzeptionellen Rahmens und der machtpolitischen Funktion als repräsentatives Artefakt zur Repräsentation von Macht und Herrschaft.

Einen terminologischen Rahmen zieht Klarer in seiner Einleitung mit den Begriffen *Paradoxie* und *Anachronismen*, die schon in die Überschriften der Abschnitte (s. o.) einwirken. Diese Phänomene erlangen auf die eine oder andere Weise in nahezu allen Beiträgen Bedeutung. Beispielsweise lässt die Bildausstattung eines solchen Heldenbuches die Darstellung jener Helden erwarten. Dominiert wird der visuelle Buchschmuck allerdings von floralen Darstellungen, die nahezu an ein botanisches Fachbuch denken lassen (Domanski). Aber natürlich rufen diese Illustrationen auch die metaphorische Dimension von Natur ab, z. B. *diu saelige ougenweide / diu machet uf der heide* [...], was Szenarien und Formulierungen aus Gottfrieds *Tristan* anzitieren, wobei dieser als Gesamtstoff gar nicht gestaltet ist (Klarer, S. 20/21). Gewisse Paradoxien sind auch für das im Gesamtwerk entworfene oder darin gesuchte Heldenbild zu konstatieren. Einerseits wird durch die modifizierten Formulierungen von einzelnen Werktiteln oder Einleitungssätzen scheinbar etwas konventionell Heldenhaftes bzw. die Rolle des Königs betont (statt *Iwein* steht: *Von künig Artus Hochzeit. auch von seinem Recht. desgleichen Hofgesinde. vund geschaffien*, Jan-Dirk Müller, S. 59). Durch die Darstellung von *Antihelden* und Narren in der Schwankliteratur (z. B. *Helmbrecht*, *Pfaffe Amis*, Schiendorfer) wird dieses Herrschaftliche moralisierend oder ironisierend in einen gewissen Wettstreit gestellt.

Wobei insgesamt eine reflektierte Unsicherheit darüber formuliert wird, inwieweit in der Entstehung des Heldenbuches eine kulturelle oder politische Gesamtkonzeption zu erkennen ist oder ob es sich um eine mehr oder weniger zufällige Textsammlung handelt (eher unwahrscheinlich) und vor allem, welche Texte als Vorlage anzusetzen sind. Trotz intensiver Quellenstudien (Urkunden, Inventare etc.) sind für Antworten auf diese Fragestellungen keine belastbaren Hinweise zu finden (vgl. vor allem Hubert Alisade, auch Jan-Dirk Müller, Stephan Müller, Max Schiendorfer). Auch die Suche nach literarischer und visueller Intertextualität in anderen Sagenbüchern und den Fresken auf der Burg Runkelstein ist als solche zu konstatieren, aber diese bilden keine umfassenden Prätexte. Formal kann Aaron Tratter in seinem Beitrag zu Textgestaltung und -schmuck wichtige Hinweise auf Details eines Gesamtkonzeptes liefern. Er identifiziert in den Initialen und dem Randschmuck wichtige Elemente der Strukturierung und in Freistellen die Andeutung, dass hier noch Text o. a. zu ergänzen wäre: sozusagen ein Blick in „die Werk- und Schreibstatt“. Allerdings schränkt auch Tratter ein, dass endgültig klärende bzw. spezifizierende Unterlagen fehlen. Er sieht allerdings Erkenntnispotential in den diversen Möglichkeiten der *digital humanities*. Hierzu liefert Klarer schon in seiner Einleitung und dem Beitrag *Vom Buchstaben zum Text* auf dem Hintergrund des Akademieprojektes *Maximilian- goes-digital* umfassende Aspekte. Auf der Basis von editionswissenschaftlichen Methoden und deren Transformation ins Digitale lässt er das Bild einer Gesamttranskription des Ambraser Heldenbuches und seiner Relevanz entstehen. In diesem Zusammenhang können auch Fragen der Sprache beforscht werden; beispielsweise die Differenz des Sprachstandes, den man für die Entstehungszeit der einzelnen Werke annimmt und jenem des Hans Ried, des Schreibers des Heldenbuches, vor allem mit dem Blick auf die zahlreichen Werke (15), die nur hier überliefert sind.

Die materielle, kulturelle und ideelle Einbettung des *Ambraser Heldenbuches* in Maximilians Gesamtkonzept von Herrscher-Inszenierung und historischer Verankerung seiner Herrschaft unterstreicht die Ambivalenz des Werkes als medial rückgewandtes Artefakt und in gewisser Weise modern anmutendes Bildungsgut, das

fiktional und künstlerisch aufwendig, aber nicht überladen, eine Palette von Machtinszenierungen über einen gewissen Zeitraum entfaltet. Und es sind die Widersprüche vom fiktionalen Heldenbild und einem realen Herrscherkonzept dreifach aufgehoben – es werden Konzepte angeboten, die durchaus widersprüchlich sind und nicht zuletzt – literarisch-metaphorisch im Priesterkönig Johannes thematisiert – über eine rein weltliche Herrschaft herausgehoben werden.

Wenn der vorliegende Sammelband viele Aspekte der Werk- bzw. Handschriften-Gestaltung thematisiert, von der Materialität bis zu den Inhalten des Heldenbuches, so soll hier zum Schluss die optische Präsentation des modernen Bandes angesprochen werden. Es ist erfreulich, dass es hier möglich ist, über den Buchschmuck nicht nur verbal zu handeln, sondern dass alle Gestaltungselemente so authentisch wie möglich zu sehen sind, die farbige Buchmalerei, die Initialen etc. bis hin zu den Heldendarstellungen außerhalb des Buches, auf Runkelstein und in der Innsbrucker Hofkirche, die Porträts Maximilians (Dürer). So ergibt sich ein wahrhaft – zumindest scheinbar – umfassendes Bild des Heldenbuches, wenn auch in seiner Erforschung Fragen und Widersprüche offenbleiben.

SIEGRID SCHMIDT, Salzburg

Innichen im Früh- und Hochmittelalter. Historische und kunsthistorische Aspekte / San Candido dall'alto Medioevo al Duecento. Aspetti di storia e storia dell'arte. Akten der internationalen Tagung Innichen 31. Jänner – 2. Februar 2019 / Atti del Convegno internazionale San Candido 31 gennaio – 2 febbraio 2019, hg. von GUSTAV PFEIFER (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 47), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2019. ISBN 978-3-7030-1097-2, 384 S., zahlr. Abb. und Karten, zweisprachig.

1250 Jahre Innichen feierte die Marktgemeinde im Südtiroler Pustertal im Jahr 2019. 769 übergab der letzte bairische Agilolfingerherzog Tassilo III. Abt Atto von Scharnitz, dem späteren Bischof von Freising, die als Frostfeld (*Campogelau*) bezeichnete Örtlichkeit *India* oder auch *Inticha* zur Anlage eines Klosters samt umgebender Ländereien. Er legte somit den Grundstein für das Kloster und spätere Kollegiatstift und die Entwicklung des Ortes Innichen.

Zu Beginn des Jubeljahres organisierte das Südtiroler Landesarchiv dazu eine Tagung, bei der internationale Forscher*innen hauptsächlich der Frage nachgingen, wie sich dieses Ereignis auf das Oberpustertal und die Anfänge des Ortes auswirkte. Noch im selben Jahr erschien der von Gustav Pfeifer betreute gehaltvolle Tagungsband mit zehn teils reich illustrierten Konferenzbeiträgen in deutscher und italienischer Sprache, einem abschließenden Kommentar sowie einer Laudatio auf den bekannten Innichener Heimatforscher Egon Kühbacher.

HANS HEISS eröffnete die Tagung anlässlich der Buchvorstellung von *1250 Jahre Innichen. Eine Festschrift zum Jubiläumsjahr 2019*, in der Egon Kühbacher überarbeitete und bisher unveröffentlichte Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Forschungen zusammengestellt hat. Da der Band „mehr als eine wissenschaftliche Hommage an Innichen“ (S. 12) sei und die Persönlichkeit des Autors charakterisiere, nutzte Heiss die Gelegenheit, um anhand des Buches das Lebenswerk Kühbachers anlässlich seines 85. Geburtstags Revue passieren zu lassen. Er beschreibt dessen Forschungen, die

stets um die drei Motive Grenze, Kirche und Kultur kreisen, als „wissenschaftliche Recherche in Verbindung mit eigenem Erleben, das ethnologischer Feldforschung ungewollt nahekomm[t]“, und charakterisiert ihn als einen „aufgeklärten Konservativen“, mit dessen Welt- und Menschenbild er aber nicht immer übereinstimme (S. 14). Wohltuend kritisch und ehrlich ist somit seine sehr persönliche Laudatio, gleichzeitig jedoch voller Wertschätzung.

ROMAN DEUTINGER beleuchtet Herzog Tassilo III. als Stifter, dem in verschiedenen Überlieferungen bis zu zwanzig – teils nicht belegbare – Klostergründungen zugeschrieben werden. Doch „der alte Mythos von Tassilo als Gründer zahlreicher Klöster ist eine Erfindung des Spätmittelalters und entspricht eher dem Wunschdenken der Mönche“ (S. 36). Es sei fraglich, ob ein derart komplexer Vorgang nur einer Person zugeschrieben werden könne. Denn ein „frühmittelalterliches Kloster hat [...] stets viele Väter (gelegentlich auch Mütter); wen von ihnen man als den eigentlichen Gründer ansprechen will, ist immer auch eine Frage der Betrachtungsweise“ (S. 24). Deutinger untersucht daher alle materiellen Schenkungen des Herzogs an geistliche Institutionen, Kirchen und Klöster und fragt nach den dahinterstehenden Motiven. Er dokumentiert dabei zahlreiche kleinere, bisher unbeachtet gebliebene Schenkungen von landwirtschaftlichen Gütern, Kirchen, Handschriften, liturgischen Geräten und handwerklich spezialisierten Untertanen an Klöster, die Tassilo gar nicht „gegründet“ hat.

EGON KÜHEBACHER benutzt die „Orts- und Flurnamen als Wegmarken der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte des Wipp- und Pustertales“ und vollzieht – obwohl die Ausbreitung des Bairischen mittlerweile nicht mehr als eine bajuwarische *Landnahme* begriffen wird – das *Vorrücken der Baiern* nach Südwesten anhand sprachlicher Phänomene wie der ersten Lautverschiebung und der Erstsilbenbetonung nach, die sich urkundlich zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der veränderten Schreibung von Orts- und Flurnamen nachweisen lassen. So lässt sich etwa feststellen, ob bairische Siedlungen vor oder nach dieser sprachgeschichtlichen Zäsur gegründet und benannt worden sind. Obwohl er sich in seinen Fußnoten nur auf toponomastische bzw. etymologische Literatur bezieht, begleitet der Autor in seinem Beitrag „die bairischen Herzoge Garibald I. und Tassilo I. [...] und das bairische Heer [...] um 590 auf ihrem Zug den Südslawen entgegen“ (S. 41) und lässt ihnen beispielsweise durch einen *Einheimischen* die damaligen Ortsnamen mitteilen. Diese durch den Autor vorgenommene Personalisierung erhöht zwar den Unterhaltungswert dieses Beitrages, erweckt jedoch – zumal eindeutige Fiktionalitätssignale meist fehlen – den irreführenden Eindruck, dass seinen Ausführungen eine historische Quelle bzw. ein chronikaler Bericht zugrunde liege, den es offenbar nicht gibt.

GÜNTHER KAUFMANN wertet in seinem Beitrag zum Innichner Becken in voragilolfingischer Zeit verschiedene publizierte und unpublizierte archäologische Dokumentationen aus, bewertet und interpretiert sie neu. In einem ausführlichen Forschungsbericht zeigt er auf, dass das archäologische Interesse an diesem Gebiet zwar bereits im 18. Jahrhundert durch verschiedene Kleinfunde geweckt wurde, in der Nachkriegszeit aber nur mehr Not- und Forschungsgrabungen durchgeführt wurden. „Dementsprechend fragmentiert und vom Zufall der Größe und Lage der jeweiligen Bauareale bedingt ist die derzeitige Quellenlage zur archäologischen Topographie Innichens“, eine „systematische archäologische Erforschung der römischen Siedlung“ stehe daher noch aus (S. 53). Durch Befunde mehrerer archäologisch

erschlossener Areale im Dorfgebiet, am Innichner Berg sowie am Eingang nach Sexten belegt er eine kontinuierliche und zunehmend komplexere Besiedelung seit der mittleren Eisenzeit und über den Zusammenbruch des Weströmischen Reiches bzw. das Frühmittelalter hinaus.

Die einzigartige Häufung agilolfingischer Ortsnamen im Pustertal, erkennbar an den darin enthaltenen Leitnamen der bairischen Herzogsfamilie, veranlasst IRMTRAUT HEITMEIER zu der Frage, welche Rolle das Pustertal im agilolfingischen Herzogtum spielte und ob zu einer bestimmten Zeit in diesem „Randbereich der herzoglichen Macht“ die Notwendigkeit „einer bewussten Herrschaftsdemonstration“ (S. 135) bestand. Sie beschreibt die Alpensüdseite als ein von mehreren Mächten umkämpftes Gebiet, in dem die Baiern jedoch nicht vor Tassilo III. nachweisbar seien. Innichen und das gesamte Pustertal waren demnach von immenser herrschafts- und verkehrspolitischer sowie verteidigungstechnischer Bedeutung. Die auffallend große Zahl von patronymischen *ing*-Ortsnamen im Pustertal erklärt sie mit Baiern, die mit ihrer *familia* für die militärische Sicherung der Region zuständig waren. Auch den Flurnamen *Campogelau* interpretiert sie in diesem Sinne als Hinweis auf ein bereits militärisch genutztes Gelände und sieht „in dem Namen viel mehr als nur den Hinweis auf das raue Klima“ (S. 161).

GIUSEPPE ALBERTONI widmet sich in seinem italienischen Beitrag den wechselvollen Beziehungen zwischen dem Kloster Innichen und den Bischöfen von Freising und Säben im Frühmittelalter, die im religiösen wie grundherrschaftlichen Bereich geprägt waren von Zusammenarbeit, Nachahmung und Konkurrenz. Der Autor fragt nach der Bedeutung, die Tassilos Gründung für den Bischof von Säben, in dessen Gebiet Innichen lag, und für den Bischof von Freising, dem das Stift unterstellt wurde, hatte, in einer Zeit, als territoriale Diözesen im bairischen Herzogtum erst im Entstehen waren. War zuerst Freising der bedeutendste Referenzpunkt des Stifts sowie des lokalen Adels im Puster- und Eisacktal, wandten sich die lokalen Eliten und die karolingischen Oberschichten in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zunehmend dem Bistum Säben zu, das wirtschaftlich und politisch an Bedeutung gewonnen hatte.

HARALD KRAHWINKLER untersucht die *Beziehungen zwischen Karantanien und Bayern im Frühmittelalter* unter den Aspekten *Politik und Missionierung*. Ausgehend von der Ethnogenese der Baiern und der ersten Erwähnung des Geschlechts der Agilolfinger im 6. Jahrhundert beleuchtet er deren Frühzeit bis in die 720er-Jahre, als dem „fränkischen ‚Slavenkönig‘ Samo“ trotz militärischer Auseinandersetzungen die erste historisch fassbare slawische Herrschaftsbildung gelang. Als Hauptquelle für die damaligen politischen, sozialen und kirchenorganisatorischen Verhältnisse sowie die Beziehungen zwischen diesen beiden Gebieten gilt die im 9. Jahrhundert in Salzburg im propagandistischen Spannungsfeld von Politik und Missionierung entstandene Bekehrungsgeschichte der Baiern und Karantanen *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*. Die Missionierung von Salzburg aus erfolgte demnach, um stabile Abhängigkeitsverhältnisse zu den Baiern bzw. zum fränkischen Königtum zu bilden und regelmäßige Tribute zu sichern.

WALTER LANDI unterzieht die im Unterschied zu anderen kirchlichen Institutionen Tirols reichhaltige urkundliche Überlieferung des Stiftes Innichen vor der Jahrtausendwende einer genauen diplomatischen Untersuchung: Denn diese entweder im Stiftsarchiv – meist abschriftlich – aufbewahrten oder auch im *Liber traditionum*

bzw. den Kartularien des Bistums Freising überlieferten Urkunden gelten – nicht nur in diesem Band – als Hauptkenntnisquelle für die Frühgeschichte des Stifts, obwohl sie wegen ihrer indirekten Überlieferung Interpolationen und Fehler enthalten oder in einigen Fällen nachträgliche Fälschungen sind, wie Landi plausibel nachweist. Anhand der neu datierten und interpretierten Urkunden kommt Landi zu einer Deutung der Frühgeschichte Innichens, die von der gängigen Literatur abweicht. In italienischer Sprache fasst dieser Beitrag seine 2016 erschienene *historisch-diplomatische Untersuchung zu den karolingischen und ottonischen Privilegien für das Kloster Innichen (769–992)* zusammen.

PAUL GLEIRSCHER liefert in seinem Beitrag *Innichen/Freising und Karantanien zwischen 8. und 10. Jahrhundert* eine *archäologisch-historische Bestandsaufnahme mit Fokus auf Osttirol und Kärnten*. Da Karantanien Mitte des 8. Jahrhunderts dem Erzbistum Salzburg zugesprochen worden war, tritt das Bistum Freising erst im 9. und 10. Jahrhundert mit fassbaren Eigenkirchen und Besitzungen, die der weiteren Christianisierung dienten, in Erscheinung. Archäologisch und historisch weist der Autor die Kontinuität mehrerer frühchristlicher Kirchen in Osttirol und Kärnten nach und nimmt deshalb an, Innichen sei – wie andere Klosterzellen in den Zentralalpen auch – als Straßenkloster nach fränkischem Vorbild gegründet worden, am wichtigen Weg von Freising in dessen entfernte Besitzungen in Karantanien. Die Missionierung der Slaw*innen hingegen oblag vielmehr dem Erzbistum Salzburg und dem Patriarchat von Aquileia, eine Beteiligung von Freising bzw. Innichen, wie etwa in der Schenkungsurkunde als Gründungszweck angeführt, lasse sich nicht nachweisen.

LEO ANDERGASSEN widmet sich in seinem reich bebilderten Beitrag der Bauplastik an der Stiftskirche in Innichen. Entgegen älterer Datierungsvorschläge geht er von einer längeren, relativ einheitlichen Dekorationskampagne nach dem Brand von 1200 aus. Da bisher weder die Baugeschichte der Stiftskirche in ihren Etappen wissenschaftlich geklärt noch eine Gesamt- bzw. Datedatierung am Bau selbst, etwa anhand dendrochronologischer Untersuchungen, vorgenommen wurde, müssen grundsätzliche Fragen der Bau- und Ausstattungsgeschichte weiter ungeklärt bleiben. Dennoch gelingen Andergassen anhand analytischer Vergleiche der Krypta- und Langhauskapitelle, der Triforien, des Westportals sowie der Bauplastik an Sanktuarium, Querhaus und äußeren Apsiden neue Erkenntnisse zu den einzelnen Bau- bzw. Dekorieretappen und möglichen Werkstattzuschreibungen.

GERHARD LUTZ untersucht die aus dem 12. Jahrhundert stammende Triumphkreuzgruppe der Stiftskirche sowie ihren künstlerischen Kontext aus verschiedenen Perspektiven und entwickelt daraus neue Ansätze für die künftige Forschung, da die vorhandenen Studien dazu veraltet seien. Er geht auf ähnliche Kreuze im Alpenraum ein und sieht aufgrund stilistischer Merkmale enge Verbindungen zu Werkstätten in Oberitalien, Bologna und Schongau. Für Lutz „scheint sich das Bild einer Region abzuzeichnen, die an einer zentralen Scharnierstelle der Reichsgebiete nördlich und südlich der Alpen in verschiedene Richtungen offen war, [wie] dies auch in der künstlerischen Produktion zum Ausdruck kommt“ (S. 336).

Der Tagungsband schließt – abgesehen von einem Orts- und Personenregister – mit einer Bilanz von PETER ŠTIH. Er hebt die sich über den gesamten Alpenraum erstreckenden Beziehungen des Stiftes hervor, die sich auch in den vielfältigen, interdisziplinär ausgerichteten Beiträgen widerspiegeln. Vielfältig waren auch die Funk-

tionen dieses kleinen, peripheren Klosters in verschiedenen Kontexten und Zeiträumen. Und kulturell, sprachlich, ethnisch und politisch vielfältig war schließlich auch die Region selbst, in der sich diese Ereignisse zugetragen haben.

Im Zentrum des Sammelbandes stehen daher in ganz besonderer Weise die Ereignisse rund um das Jahr 769, auf die alle Beiträge natürlich in unterschiedlicher Weise mehr oder weniger ausführlichen Bezug nehmen. Die daraus entstehenden inhaltlichen Überschneidungen hätten jedoch vermieden oder zumindest vermindert werden können, etwa durch ein einleitendes, rein ereignisgeschichtliches Kapitel.

Das Buch wartet mit zahlreichen neuen und neu interpretierten alten Erkenntnissen über die Frühzeit von Innichen auf. Die Erwähnung der menschenleeren, unbewohnbaren Örtlichkeit *Campogelau* beispielsweise wird mehrfach als für mittelalterliche Klostergründungen typischer Eremos-Topos (Heitmeier) identifiziert, dem die nachweislich kontinuierliche Siedlungstätigkeit in dieser Gegend widerspricht. Der Tagungsband trägt somit entscheidend dazu bei, einen geschichtsträchtigen Südtiroler Ort in neues, zeitgemäßes Licht zu rücken und sammelt wertvolle interdisziplinäre Forschungsergebnisse.

BARBARA DENICOLÒ, Salzburg

Das größere Salzburg. Salzburg jenseits der heutigen Landesgrenzen, hg. von FRITZ KOLLER / ERICH MARX / FRANZ WIESER (Schriftenreihe des Landes-Medienzentrums, Sonderpublikationen 269), Salzburg 2018. ISBN 978-3-85015-295-2, 240 S., zahlr. Abb. und Karten.

Salzburg ist nicht gleich Salzburg. Was heute unterschiedliche geographische Bedeutungen umschließt, weil damit die Stadt, der Bezirk, das Bundesland oder gar die Erzdiözese gemeint sein können, war in der Vergangenheit ähnlich. Das Fürsterzbistum Salzburg umfasste nicht nur die Stadt und ihre Umgebung, sondern auch Gebiete in anderen Regionen, die bis zu 400 km entfernt sein konnten. Diese Markt- und Pflugschaften, Gerichte und Hofstellen standen in unterschiedlicher Abhängigkeit zu Salzburg. Der Fürsterzbischof konnte Grund-, Gerichts- oder Landesherr sein und jeweils unterschiedliche Befugnisse und Rechte haben. Noch dazu veränderte sich *Salzburg* im Laufe der Zeit: Grenzen verschoben sich durch kriegerische, politische oder dynastische Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte ebenso wie sich die Rechtstitel der einzelnen Territorien verändern konnten. Je nach Verständnis und zeitlichem Fokus gehörten zu *Salzburg* also noch weit mehr Gebiete als heute gemeinhin bekannt: Salzburg war einst also weit *größer*.

Die hier zu besprechende Publikation *Das größere Salzburg* widmet sich jenen ehemals salzburgischen Gebieten in Österreich, Deutschland, Italien und Slowenien, die, als der säkularisierte Kirchenstaat 1816 zu Österreich kam, außerhalb der heutigen Landesgrenzen verblieben. Damit dokumentiert der Band zugleich die weitreichende wirtschaftliche, religiöse und politische Bedeutung der Salzburger Fürsterzbischöfe. In einzelnen Beiträgen werden die Geschichte dieser einzelnen Orte und Regionen zwischen Inn und Save, Etsch und Donau sowie deren Beziehungen und Abhängigkeiten zu Salzburg chronologisch beleuchtet. Um das Buch für die Leser*innen zugänglicher zu machen, verzichteten die Herausgeber Fritz Koller, Erich Marx und Franz Wieser zugunsten einer neutraleren geographischen Gliederung nach Bundes-

ländern auf die Einteilung der Herrschaften nach den ohnehin sehr veränderlichen Rechtstiteln.

Als Autor*innen konnten namhafte Historiker*innen gewonnen werden: GERHARD AMMERER, CHRISTINE GIGLER, EDWIN HAMBERGER, FRITZ KOLLER, JOHANNES LANG, ELISABETH LOBENWEIN, ERICH MARX, JOSEF RIEDMANN, HARALD WAITZBAUER, ALFRED STEFAN WEISS und FRIEDERIKE ZAISBERGER spannen einen Bogen von Reichenhall über Berchtesgaden, den *Rupertiwinkel* jenseits der Saalach und Salzach sowie über Mühldorf und andere Streubesitzungen an Inn und Isen bis zum Mondsee mit dem Gericht Wildeneck in Oberösterreich, weiter über die *Arnsdörfer* in der Wachau und den Markt Traismauer in Niederösterreich, die steirischen Besitzungen Leibnitz, Landsberg, Lichtenwald, Pettau, Fohnsdorf, Haus, Baierdorf, Marburg an der Drau oder Zwettendorf sowie über Friesach, Gurk, Althofen, Hüttenberg, Katschberg, Gmünd oder Maria Saal in Kärnten bis nach Nord-, Süd- und Osttirol, wo das Ziller- und das Brixental, das Pfliegergericht Itter-Hopfgarten, der Ort Partschins bei Meran sowie Windisch-Matrei und Lengberg zu Salzburg gehörten. Das letzte Kapitel widmet sich der Geschichte der erzbischöflichen Höfe in den Städten Regensburg, Linz, Krems und Wien. Ausgespart von der Betrachtung bleiben Territorien, die sich nur kurz unter salzburgischer Herrschaft befanden, und Grenzgebiete, die fast durchgehend umkämpft waren, ebenso wie die Besitzungen des Salzburger Domkapitels und der Benediktiner*innenabteien St. Peter und Nonntal, die aber, wie einige Artikel zeigen, manchmal gleichzeitig auch jene des Erzbischofs waren.

Die Beiträge behandeln die einzelnen Besitzungen zwar chronologisch, setzen jedoch unterschiedliche zeitliche und thematische Schwerpunkte, die einerseits von den historischen Hoch- und Tiefphasen einzelner Ortschaften vorgegeben sind, andererseits auch die Forschungs- und Interessenschwerpunkte der Autor*innen wiedergeben.

Meist durch Schenkungen in geistlichen Besitz gekommen, dienten die einzelnen Gebiete verschiedenen Zwecken im Fürsterzbistum: Während die Herrschaften im Südosten Salzburg vor allem mit Wein versorgten sollten, waren jene in Kärnten aufgrund ihrer Erzlagerstätten interessant und jene in Tirol als wichtige Handelsrouten Richtung Adria und Seidenstraße. Die Salzburger Höfe in den Städten hingegen dienten der Repräsentation und politischen Präsenz und bei Reichenhall und Berchtesgaden schließlich ging es um jenes lukrative Salz, das – wie Johannes Lang (S. 11) zeigt – der Stadt den Namen gab.

Die Beiträge thematisieren die unterschiedlichen Rechtsverhältnisse, Eigentums- und Hoheitsrechte sowie die Konflikte, die aus damit zusammenhängenden Unklarheiten und Unstimmigkeiten erwachsen: Zum einen die Konflikte der Erzbischöfe mit den benachbarten Territorien, zum anderen Verwerfungen, die im Zuge von Emanzipationsbestrebungen der Untertan*innen und der Reformation entstanden waren. Die Autor*innen berichten anschaulich von Protestant*innen, die sich einem katholischen Kirchenfürsten nicht beugen wollten, Klöstern und anderen geistlichen Institutionen, die Unabhängigkeit bzw. Reichsunmittelbarkeit anstrebten, oder Untertan*innen, die sich über die Abgaben und Steuern beklagten und aktiv nach Veränderungen strebten.

Stets präsent ist schließlich auch die Frage, was denn an diesen Orten von *Salzburg* erhalten geblieben ist: Meist sind es der Rupertikult und zahlreiche Kirchen, die

den Heiligen Rupert und Petrus geweiht sind, oder imposante Korn- und Haberkästen. Mancherorts offenbart sich diese Vergangenheit nur mehr zögerlich, anhand von vereinzelt Wappen auf verwitterten Grabsteinen oder Wandgemälden.

Anlässlich des 200-Jahr-Jubiläums der Eingliederung Salzburgs in das Österreichische Kaiserreich entstand die Idee zu diesem Buch, das im Auftrag der Salzburger Landesregierung vom Landesmedienzentrum produziert wurde. Es ist zum einen eine Einladung, „frühere Verbindungen wieder mit Leben zu erfüllen“ und die sehenswerten Orte zu besuchen, zum anderen der Versuch, eine Forschungslücke zu schließen. Denn „während die vergangenen 200 Jahre der Zugehörigkeit Salzburgs zu Österreich bereits ausführlich wissenschaftlich erforscht und publiziert worden sind, fehlte bisher [...] eine Gesamtdarstellung der Geschichte jener Territorien, die seit dem Frühmittelalter von Kaisern und Königen den Erzbischöfen geschenkt oder von diesen erworben wurden“ (S. 7).

Beides scheint gelungen zu sein. Das Buch im Din A4-Format ist ausgiebig bebildert und mit mehreren Karten und Quellenreproduktionen versehen. Neben historischen Ansichten enthalten die Beiträge auch aktuelle Bilder aus den Ortschaften, die eine *Ortsbegehung im Geiste* ermöglichen. Der Ansatz, die wechselhafte Geschichte des Fürsterzbistums Salzburg dezentral über die Geschichte der verstreuten Besitzungen zu erzählen, ermöglicht neue Einblicke und ermutigt, über den Tellerrand hinauszublicken und Grenzen zu relativieren. Die jeweilige Geschichte der einzelnen Territorien und ihrer kulturellen Besonderheiten gerät dabei jedoch nie in den Hintergrund. Die Porträts der einzelnen Herrschaften voller interessanter und unterhaltsam episodenhaft erzählter historischer Details überzeugen mit der profunden Orts- und Quellenkenntnis der Autor*innen, die aus der Publikation *Das größere Salzburg* nicht nur eine Literaturzusammenschau machen, sondern auch neue, vertiefende Erkenntnisse bieten. Zudem wird es durch diese erste Zusammenstellung aller ehemaligen Besitzungen möglich, auch strukturelle Ähnlichkeiten in den verschiedenen Geschichten zu entdecken, die überregionale politische und gesellschaftliche Entwicklungen widerspiegeln.

BARBARA DENICOLÒ, Salzburg

LUKAS WOLFINGER, **Die Herrschaftsinszenierung Rudolfs IV. von Österreich. Strategien – Publikum – Rezeption** (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Studien zur Geschichte, Literatur und Kunst), Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2018. ISBN 978-3-412-20982-7, 927 S.

Mittelalterliche Kommunikation und ihre symbolischen Ausdrucksformen gehören mittlerweile zum fixen thematischen Repertoire in der mediävistischen Forschung. Der von Gerd Althoff und seinem Kreis vor allem für die Elitegruppen an Fürsten- und Königshöfen entwickelte methodische Zugang hat sich ebenfalls etabliert und ermöglicht die Entschlüsselung gesellschaftlicher Codes und Umgangsregeln, die fürstliche Entscheidungsprozesse und Handlungslogiken erklärbar machen können und transparenter werden lassen. Mittelalterliche Herrschaft, die noch nicht über verfestigte staatliche Strukturen verfügt, kann daher am ehesten über kommunikative Abläufe erfasst werden. Ein wichtiges Element der herrschaftlichen Kommunikationsstrategien sind die repräsentativen Handlungen, die als Form der Herrschafts-

ausübung verstanden werden und keinesfalls nur als fürstliche Selbstdarstellung interpretiert werden sollten.

Repräsentation und Inszenierung am Beispiel des österreichischen Herzogs Rudolf IV. sind das zentrale Thema der vorliegenden Arbeit, die als Dissertation bei Gerd Althoff in Münster entstanden ist. Rudolf IV. eignet sich tatsächlich sehr gut für eine derartige Analyse, denn die Bedeutung einer aufwendigen fürstlichen Performanz und die Kraft des Zeremoniellen ist bei diesem Herrscher wunderbar zu demonstrieren. Allerdings dauerte seine Regierung wegen seines frühen Todes nur wenige Jahre und ist auch die Quellensituation nicht optimal, weshalb die Forschung sich dieses Themas lange nicht angenommen hat. Wesentliche Vorarbeiten hat jedoch Alexander Sauter geleistet, der in seiner Dissertation (2003) die fürstliche Herrschaftsrepräsentation der frühen Habsburger thematisierte und natürlich auch auf die Regierung Rudolfs eingeht. Diese hat nun durch Lukas Wolfinger eine Tiefenbohrung erhalten, wobei sein Fokus auf den Inszenierungsstrategien liegt. Ein wesentlicher Ansatz dieser Arbeit ist außerdem, dass Inszenierung und Repräsentation Vorbereitungen brauchen und Ressourcen verbrauchen, und dass sie an eine Zielgruppe gerichtet und auf deren Feedback angewiesen sind. Ohne Publikum und Rezipienten haben Inszenierungen wenig Sinn. Daher wird auch die Adressatenseite in die Studie einbezogen, denn an welche Öffentlichkeit sich die performativen Handlungen richten, hat natürlich Auswirkungen auf Rezeption und Wirkung. Diesbezüglich hohes Potential hatten visuelle Kommunikationsmedien wie Münzen, Kunstwerke, weiter auch Urkunden, Siegel und religiöse Stiftungen. Wie sich Rudolf ihrer für seine herrschaftliche Inszenierung bediente, ist vor allem der Inhalt des dritten Hauptkapitels, dem die Einleitung und ein Kapitel zum historischen Kontext vorausgehen.

Kennzeichnend für Rudolfs Politik ist eine sehr kontrollierte und geplante Handhabung der ihm zur Verfügung stehenden Mittel für eine zielgruppengerichtete fürstliche Präsentation.

Am deutlichsten wird seine Politik der Inszenierung in den Urkunden, die er mit seiner Handschrift und seinem überaus repräsentativen Siegel – ein Meisterwerk der Siegelschneidekunst – auszeichnete, weiter in seinen Stiftungen, worunter das Allerheiligenstift und der Ausbau von St. Stephan zur habsburgischen Memorialkirche wesentliche Leistungen sind, und im *Privilegium Maius*. Dieser großartigste Fälschungskomplex des Spätmittelalters hatte vor allem die Intention, damit den fürstlichen Anspruch des Herzogs von Österreich respektive Rudolfs zu transportieren.

Das *Privilegium Maius* steht auch im Zentrum des nächsten Großkapitels, das vor allem die Frage nach der Rezeption der rudolfinischen Inszenierungen behandelt, was sich an diesem Beispiel besonders gut klären lässt.

Eine ausführliche Zusammenfassung der Ergebnisse bildet das fünfte Kapitel, das gleichzeitig die Analyse auch in der allgemeinen fürstlichen Kommunikations- und Herrschaftsforschung verortet. Ein Anhang und ein Register komplettieren den Band.

Insgesamt will die Arbeit dem Menschen und der Herrscherpersönlichkeit Rudolf von Habsburg näherkommen und ältere Narrative, die Rudolf vor allem als begnadeten, aber ruhmstüchtigen und großwahnstüchtigen Selbstdarsteller bewerteten, zumindest relativieren. Auf insgesamt 924 Seiten bemüht sich der Autor sehr dieses Bild zu korrigieren und in Rudolf vor allem einen Meister der politischen Kommunikation zu sehen, der genau um die Wirksamkeit öffentlicher Inszenierungen wusste und diese ganz gezielt einsetzte. Ein zentraler Punkt der Analyse ist die Heraus-

arbeitung der gemeinschaftlichen Leistung. Politische Kommunikation ist immer das Ergebnis kollektiver Arbeit, braucht immer die Mitarbeit und das Engagement vieler und macht in ihrer Summe mittelalterliche Herrschaft aus. Damit bewegt sich Wolfinger ganz in der Forschungstradition der Münsteraner Schule, die Herrschaft eng mit Rollenerwartungen und Rollenverteilung verknüpft, die Handlungsregeln auch für den Fürsten sieht, die dessen Spielräume begrenzen, und die das Bild des an der Spitze stehenden alles entscheidenden Fürsten zugunsten einer auf Gemeinschaft und Dialog aufbauenden Herrschaftsform änderte.

Dass Rudolf dennoch eine außergewöhnliche Herrscherpersönlichkeit war, der die Instrumentarien, die ihm zur Verfügung standen, virtuos zu nutzen verstand, bleibt aber eine unangetastete Bewertung.

Zwei kritische „Anmerkungen“ am Schluss: Ein grundsätzliches Problem dieser Arbeit ist die insgesamt etwas geringe Anbindung der theoretisch entwickelten Ansätze an die historischen Fakten. Auch verwundert, dass die verwandtschaftlichen Verbindungen – bekanntlich wichtige Säulen mittelalterlicher Politik –, auf deren Aufbau Rudolf viel Sorgfalt legte, kaum thematisiert werden. Ehen boten aber ziemlich viel Inszenierungspotential und insbesondere Rudolfs eigene Ehe mit der Kaisertochter Katharina von Böhmen ist diesbezüglich äußerst ergiebig, wird hier jedoch nur am Rande gestreift (Kap. III.2.3.1).

JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS, Innsbruck

Die römische Kurie und das Geld. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum frühen 14. Jahrhundert, hg. von WERNER MALECZEK (Vorträge und Forschungen 85), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2018. ISBN 978-3-7995-6885-2, 623 S.

Der 85. Band der renommierten mediävistischen Reihe *Vorträge und Forschungen* vereint unter der Herausgeberschaft von Werner Maleczek die ausgearbeiteten und erweiterten Ergebnisse der Tagung des Konstanzer Arbeitskreises im Jahr 2014, die baustellenbedingt ausnahmsweise – daher sei das hier erwähnt – nicht auf der Insel Reichenau, sondern in einem Ausweichquartier stattgefunden hat.

Der Band füllt gleich zwei Forschungslücken: Es hat noch nie eine Tagung auf der Reichenau gegeben, die sich ausschließlich dem mittelalterlichen Papsttum widmete. Zudem war die Frage nach der Finanzierung von Papst und Kurie für die voravignonesische Zeit kaum gestellt und jedenfalls völlig unzureichend behandelt worden, was freilich auch an der disparaten und vergleichsweise bescheidenen Quellensituation liegt, die erst in der Epoche des avignonesischen Papsttums umfangreicher wird.

Diesem Defizit, das tatsächlich verwundert angesichts der Bedeutung der im Hochmittelalter neu einsetzenden Finanzierungs- und Geldpolitik, die natürlich auch vor der Kurie nicht halt machte, wird in diesem Band facettenreich entgegengearbeitet. Die kluge thematische Zusammenstellung bietet eine solide Basis für weitergehende Forschungen und gewährt Einblicke in die verschiedenen Finanzierungswege und Zahlungsmodalitäten, die Einkünfte und Bedürfnisse von Papst und Kurie in einer Zeit, als sich Strukturen und Institutionen erst zu verfestigen begannen und Ansprüche noch nicht verrechtlicht waren.

Der Band beginnt mit einer ausführlichen Einleitung des Herausgebers WERNER MALECZEK, dem der Beitrag von LUCIA TRAVIANI zum päpstlichen Münzwesen bzw.

zur römischen Münzproduktion und auch zur Vielfalt der in Rom ankommenden Münzen folgt. Der 2017 verstorbene STEFAN WEISS, dem dieser Band in Anerkennung seiner Leistungen für die Erforschung des mittelalterlichen Papsttums gewidmet ist, analysiert die schon angesprochene schwierige und disparate Quellenlage zur päpstlichen Finanzverwaltung, die bis ins 14. Jahrhundert noch ohne systematische Aufzeichnungen auskam. Man ist hier mehr oder weniger auf den Überlieferungszufall angewiesen.

Die Vielfalt an Einkünften, die die Finanzierung des kurialen Apparates möglich machte, thematisiert JOCHEN JOHRENDT, wobei er sich vor allem auf die Einnahmen, die aus Pilgerspenden, Urkundentaxen, dem Pachtzins und Mieteinnahmen aus den päpstlichen Immobilien und Gütern und natürlich aus den Lehenszahlungen Englands und Siziliens in die päpstliche Kasse flossen, konzentriert. Die Verwaltung dieser Einnahmen war aufwendig und erforderte ein differenziertes System, das auch auf die oftmals geringe Zahlungsbereitschaft reagieren konnte. MARKUS A. DENZEL beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Steuerabgaben und den Fragen, wie die Eintreibung funktionierte und wie sich die Einnahmenstruktur bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts veränderte. Die Finanzsysteme standen bereits in enger Zusammenarbeit mit den toskanischen Bankiers. Einnahmen und Ausgaben hatten unter dem Pontifikat Bonifaz' VIII. einen lange nicht wiederholten Höchststand erreicht. Den äußerst gewinnbringenden Finanzsystemen außerhalb der Kurie widmet sich ARMAND JAMME, der das frühe Bankwesen dazu in den Blick nimmt. Römische Bankiers, später dann Sienerer und Florentiner verwalteten die päpstlichen Gelder und arbeiteten mit und in einem faszinierenden, europaweit organisierten Netzwerk. Neben den Päpsten hatten auch die Kardinäle einen zum Teil beachtlichen Finanzbedarf – bedingt auch durch die Versorgung von Familienmitgliedern –, den wiederum diverse Einkünfte decken sollten, deren Institutionalisierung von den Päpsten für ihr *collegium* unterstützt wurde, auch um ein entsprechend repräsentatives Auftreten zu garantieren. ANDREAS FISCHER geht auch der Frage nach, inwieweit die Kardinäle in Bezug auf ihre finanzielle Ausstattung als Gemeinschaft funktionierten und wie sehr noch der individuelle Weg vorherrschte. Er kann nachweisen, dass Auszahlungen durchaus ungleich gewichtet wurden und dass z. B. das Prinzip der Anciennität eine Rolle spielte. Der kardinale Geldverbrauch stieß schon bei den Zeitgenossen auf entsprechende Kritik, ebenso wie die Methoden der Eintreibung. Letzteres thematisiert PASCAL MONTAUBIN, insbesondere das effiziente Vorgehen der Legaten und ihrer Kollektoren in Frankreich, wobei interessanterweise dort der Widerstand gegen diese Belastungen überraschend gering ausfiel. Aus einem anderen Blickwinkel beleuchtet THOMAS WETZSTEIN die Reaktionen auf die finanziellen Bedürfnisse des Papstes und seines Hofes, die häufig als Habsucht und Gier kritisiert wurden. Schon im 11. und 12. Jahrhundert gab es Romsatiren, die, so die allgemeine Annahme, die Wut der Christenheit auf die römischen Geldforderungen zum Ausdruck bringen und damit ein Stimmungsbild abgeben. Dass dem nicht ganz so war und diese satirischen Texte nicht auf tatsächlichen Beobachtungen fußten, kann Wetzstein unter Einbeziehung erweiterter Quellengruppen überzeugend darlegen. Dennoch dürfte die Konjunktur derartiger Texte zumindest zeigen, dass der päpstliche Hof kritisch wahrgenommen wurde.

MATTHIAS THUMSER erörtert die päpstlichen Investitionen in politische Ziele am Beispiel der Machtergreifung Karls von Anjou in Sizilien, die ja vor allem Projekt

des Papstes war. Die immensen Kosten dafür mussten bezahlt werden, wobei die Erhebung des Zehents beim französischen Klerus ein Weg war. Grundsätzlich waren die Finanzierungen auch immer Gegenstand politischer Verhandlungen. In eine ähnliche thematische Richtung geht der Beitrag von ANDREAS BÜTTNER, der wie jener von Hans-Jörg Gilomen und Marco Vendittelli direkt dem Band beigesteuert wurde. Es geht hier um die Frage, wie sehr Geld in der nahezu konstanten Konfliktsituation Kaiser Friedrichs II. mit den Päpsten ein Thema war. Tatsächlich waren die Kosten und ihre Finanzierung für beide Seiten ein wichtiger Faktor und auch ständiger Gegenstand in den Verhandlungen.

Geldwesen, Finanzpolitik und verzinste Darlehen im Mittelalter sind nicht ohne die Problematik des kanonischen Zinsverbotes zu verstehen. Es bedurfte einiger Anstrengungen und Winkelzüge, um diese Hürde zu überwinden; zunächst galt es, durch theoretische Argumentation den Boden zu bereiten – das ist nicht wirklich überzeugend gelungen –, um in der praktischen Umsetzung das Zinsnehmen rechtfertigen zu können. Den Spagat zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu schaffen, war eine äußerst herausfordernde Aufgabe für das Papsttum. Wie Wege gefunden wurden, die das Zinsnehmen möglich machten, rekonstruiert HANS-JÖRG GILOMEN. Das Geschäft mit den Krediten thematisiert MARCO VENDITTELLI, insbesondere den Umgang der römischen Kaufleute als Bankiers der Päpste, die auch sehr am Wechselgeschäft verdienten, das durch die zunehmende Pilgerzahl in Rom immer lukrativer wurde. Zudem wuchs durch die Verstrickung der Päpste in die weltliche kriegerische Politik deren Finanzbedarf enorm und konnte nur mit Krediten finanziert werden.

Die Beschäftigung mit der Geldpolitik, den finanziellen Aufwendungen und Bedürfnissen von Papst und Kurie muss auch die Auseinandersetzung mit den Grundlagen christlicher Werte einbeziehen, die Ablehnung von Reichtum und die Glorifizierung von Askese und Bescheidenheit. Die Verknüpfung dieser Werte mit den durchaus kapitalistischen Handlungen der geistlichen Finanzfachleute war schwer möglich, weshalb, so Werner Maleczek, „das Verhältnis der Kirche, damit auch der Kurie und des Papsttums, zum Geld in jenen Jahrhunderten immer ein Spannungsverhältnis war“.

Als abschließendes Resümee sei wiederholt, dass mit diesem Band innovative Wege in der Papstforschung beschritten und wichtige Impulse für eine zukünftige systematische Analyse der hochmittelalterlichen kurialen Finanz- und Geldpolitik gesetzt wurden. Die Umstellung wirtschaftlicher und politischer Prozesse auf das Geldwesen ist ein europaweites Phänomen, in dem, und auch das zeigt dieser Band, das Papsttum als *main player* agierte.

JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS, Innsbruck

Tiroler Burgenbuch. XI. Band: Nordtiroler Unterland, hg. von JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS unter Mitarbeit von DÉsirÉE MANGARD, Athesia, Bozen 2019. ISBN 978-88-6839-358-8, 352 S., zahlr. Abb. und Tab.

Es ist vor allem das große Verdienst von Julia Hörmann-Thurn und Taxis, dass sie das Erbe ihrer Mutter Magdalena Hörmann-Weingartner übernommen und so die Vollendung eines Werkes ermöglicht hat, das als historisches Standardwerk weit über die Grenzen Tirols hinaus größte Anerkennung finden wird.

Knapp zwei Dutzend Autorinnen und Autoren beschreiben gezählte 25 Burgen in den Bezirken Schwaz, Kufstein und Kitzbühel. Die Gliederung der einzelnen, jeweils äußerst großzügig mit Abbildungen und Plänen ausgestatteten Beiträge bewegt sich in den bewährten Bahnen: Alte Ansichten und Pläne, Geschichte der Burg, Lage und Beschreibung des heutigen Zustandes sowie die entsprechenden Nachweise. Trotz dieses vorgegebenen einheitlichen Rahmens unterscheiden sich verständlicherweise die einzelnen Beiträge ganz wesentlich im Umfang und auch in der wissenschaftlichen Aufarbeitung. Bei nahezu der Hälfte der Anlagen sind die Quellenlage wie auch die sichtbaren Überreste äußerst dürftig. Dies gilt für Schlitters am Eingang des Zillertales, Mehrnstein in Brixlegg, Neideck in Kramsach, Schintelburg in der Gemeinde Breitenbach, Kundlbürg, Ebbs, Werberg im Wörgler Boden, Engelsberg in Hopfgarten, Neuhaus oder Löwenburg in Kirchberg, Sperten, Forchtenstein und Leukenstein im Gebiet von St. Johann sowie für Erpfenstein in Kirchdorf. Von der Höhlenburg in der Herrenhauswand in der Gemeinde Schwendt kennt man nicht einmal den Namen der Befestigung. Vor allem archäologische Analysen haben aber auch in einigen dieser Objekte zu bemerkenswerten Erkenntnissen über Entstehung, Umfang und Ende der Anlagen geführt.

Die Würdigung von Friendsberg über Schwaz enthält eine geraffte Darstellung der Geschichte dieses in der Geschichte Tirols sehr bedeutsamen Geschlechtes dieses Namens sowie eine sehr detaillierte Bauanalyse der Baulichkeit. Ausführlich nachgezeichnet und detailliert dokumentiert sind auch die Geschichte und der heutige Bestand der Rottenburg bei Rotholz. Einen Sonderfall stellt die Burg Stein am Angerberg dar. Sie wurde als Mariastein ein bis heute viel besuchter Wallfahrtsort. Glanzlichter bilden Tratzberg, Kropfsberg, Lichtwerth, Matzen, Itter sowie die „Stadtburgen“ in Rattenberg und Kufstein. Dabei ist heute die mittelalterliche Substanz in Tratzberg und Itter kaum mehr fassbar. Umso bedeutender sind der Ausbau und die opulente Ausstattung von Tratzberg im Zeitalter der Renaissance. Itter präsentiert sich hingegen weitgehend als ein Produkt der Mittelalterromantik des 19. und 20. Jahrhunderts. Am meisten seinen ursprünglichen Charakter bewahrt hat zweifellos Lichtwerth. Die eingehende Würdigung dieser Anlage profitiert von der Bewahrung des eigenen Archivs und insbesondere vom historischen Interesse der gegenwärtigen Besitzerfamilie. Ähnliche Voraussetzungen gelten auch für Kropfsberg und Tratzberg. Die Stadtburg von Kufstein hat aufgrund ihrer Funktion als zentrale Festung an der Grenze Tirols bis herauf in die jüngste Zeit umfangreiche Anpassungen und Ausbaumaßnahmen im Sinne der jeweils modernen Belagerungstechnik erfahren – bis hin zum Schauplatz der heutigen spektakulären Eventkultur. Eine Vielzahl von Plänen und Ansichten ermöglicht die genauere Rekonstruktion dieser Entwicklung. Die Burg in Rattenberg verfiel spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts endgültig zu einer Ruine.

Die generelle Geschichte der Burgen in diesem Bereich wird in einer ausführlichen Einleitung von Julia Hörmann-Thurn und Taxis eingebettet in die sehr komplizierte und nicht immer ganz durchsichtige Entwicklung der hoheitlichen und rechtlichen Verhältnisse in dem sich im hohen Mittelalter ausbildenden Grenzbereich zwischen Tirol, Bayern und Salzburg. Dabei spielten nicht nur die jeweiligen Landesfürsten eine zentrale Rolle, sondern auch die den Herzogen, Grafen und Erzbischöfen in raschem Wechsel verpflichteten regionalen Geschlechter, darunter in erster Linie die Herren von Friendsberg und die Rottenburger. Sie prägten den Bau der Burgen, die vor allem durch die Grenzkonflikte im Zuge der sich ausbildenden Territorien an

Bedeutung gewonnen haben. Die Anlagen reichen nur selten bis in das 12. Jahrhundert zurück. Die meisten entstanden offenbar erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, und manche verschwanden wieder im Laufe des späten Mittelalters. Damals hatten die Burgen ihre militärische Bedeutung weitgehend eingebüßt, die alten Adelsfamilien waren ausgestorben oder ausgewandert, und die Anlagen unterstanden der direkten Kontrolle der Landesfürsten, die sie mit beamteten Funktionären besetzten. Der Verfall der Anlagen wurde noch beschleunigt durch die Verlegung des Amtssitzes der landesfürstlichen Beauftragten in wohllichere Gebäude inmitten eines naheliegenden größeren Ortes. Diese allgemein bekannte Entwicklung lässt sich auch an den Burgen im nordöstlichen Tirol verfolgen. Nur in ganz vereinzelt Fällen verhinderte das Engagement potenter neuer Inhaber, die zumeist nicht dem alten Adel angehörten, diesen Prozess und setzte ganz neue Akzente. Tratzberg ist in unserem Bereich ein hervorragendes Beispiel für eine derartige Entwicklung.

Bei einem Vergleich der vor nun fast 50 Jahren erschienenen ersten Bände des Burgenbuches mit der abschließenden Publikation fällt ein gravierender Unterschied sofort ins Auge: Hatte man sich vor einem halben Jahrhundert bei der Würdigung der einzelnen Objekte nahezu ausschließlich auf die traditionellen schriftlichen Nachrichten gestützt, so stammen heute wesentliche neue Erkenntnisse in erster Linie aus dem Bereich der Dendrochronologie, der Mittelalterarchäologie sowie der Baualtersforschung. Diese Disziplinen haben in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung genommen. Sie sind nicht mehr *Hilfswissenschaften*, sondern zentrale Quellen für die Rekonstruktion des historischen Geschehens und der historischen Überreste. Ihre Ergebnisse stützen oft bereits bekannte Fakten. Sie können aber auch Korrekturen erzwingen und generell entscheidende neue Aspekte zutage fördern. Dabei tun sich dann aber auch wieder offene Fragen auf, wie etwa die Zuordnung der in der Herrenhauswand gefundenen Pilgerzeichen oder die Interpretation des in Originalurkunden und Münzen des Herrschers überlieferten Monogramms Karls des Großen auf einer Keramikscheibe aus der Zeit um 1300 auf der Krone eines Turmes in Kropfsberg. Der vorliegende Band wäre jedenfalls ohne die Anwendung der neuen Methoden der Mittelalterarchäologie und Bauforschung nicht nur im Umfang, sondern vor allem auch im Inhalt wesentlich weniger aussagekräftig.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

ADELINA WALLNÖFER, **Die politische Repräsentation des gemeinen Mannes in Tirol. Die Gerichte und ihre Vertreter auf den Landtagen vor 1500** (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 41 / Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 41), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0941-9, 550 S., 69 Abb.

Als ausschlaggebend für die spezifisch tirolische Ausformung des Tiroler Landtags gilt die Aufnahme der Gerichte bzw. ländlichen Gerichtsgemeinden in den landständischen Körper. Letztere erschienen als eigenständige Kurie seit dem frühen 15. Jahrhundert neben Adel, Städten und Märkten sowie später den Prälaten auf den vom Landesfürsten einberufenen Landtagen. Dort wurde im Wesentlichen sowohl über Agenden der Friedens- und Rechtswahrung im Land beraten und entschieden als auch über die Erbringung außerordentlicher Steuern und Kriegsaufgebote verhandelt.

Wollte man sich bis dato näher mit dem Phänomen der Landstandschaft *der gemain* respektive ihrer Repräsentanten auf den Tiroler Landtagen befassen, war die Heranziehung der im Jahr 1984 an der Universität Innsbruck entstandenen Dissertation Adelina Wallnöfers *Die Bauern in der Tiroler „Landschaft“ vor 1500. Politische Aktivität der Gerichte und deren Repräsentanten auf den Landtagen* unerlässlich. Mit vorliegendem Band erfolgte nun – mehr als 30 Jahre später – die lang erwartete Publikation dieser grundlegenden Forschungsarbeit in überarbeiteter und erweiterter Fassung. Wenn auch ihr ursprünglicher Aufbau im Großen und Ganzen beibehalten wurde, so erfuhren einzelne Kapitel vertiefende Darstellung und wertvolle Ergänzung. Nach einleitenden Ausführungen zu Ständewesen und Forschungsstand sowie zur Sondererscheinung „Landstandschaft der Bauern“ in der Tiroler Historiografie wird resümierend gefragt, wer denn tatsächlich die Vertreter der in der traditionellen Forschung als „Bauern“ bezeichneten politischen Akteure auf den Tiroler Landtagen des 15. Jahrhunderts waren, welche sozialen und wirtschaftlichen Gruppen der ländlichen Bevölkerung sie dort repräsentierten und welcher Gruppe sie selbst angehörten. Ebenso wird eine Analyse der Organisationsform der Gerichtsvertretung, der Rolle ihrer Repräsentanten auf den Landtagen, in den Ausschüssen und anderen landschaftlichen Gremien und Aufgabenbereichen angestrebt. Ziel der Untersuchung sei es ganz allgemein, „das Phänomen der ‚Landstandschaft der Bauern‘ in Tirol weiter zu erhellen“ (S. 23) – und das gelingt der Autorin in entsprechender Weise:

Die der Einführung sich anschließenden zwei Großkapitel II und III zeichnen die Genese des vierten Tiroler Landstandes – einsetzend mit der Regierungszeit Meinhardts II. und endend mit der Abdankung Sigmund des Münzreichen – in chronologischer Abfolge nach. Vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse der Jahre 1250–1417 widmet sich Abschnitt II der allmählichen Teilhabe der Gerichtsgemeinden und Täler respektive der Gerichte an der Landschaft und ihrer schlussendlichen Beziehung zu den Landtagen, die sich als politisches Forum der Verhandlungen zwischen Landesfürst und Landständen konstituierten. Erläuterungen zur Landwerdung, zur Entwicklung der Gerichtsgemeinden und Gerichtsverwaltung, zur Entstehung autonomer Aktivität der ländlichen Bevölkerung und zur frühen Organisation der Steuereinhebung und Landesverteidigung runden diese Ausführungen zu den Anfängen der Landstandschaft der Gerichte ab. Daran anschließend werden in Abschnitt III die seit dem ersten Drittel des 15. Jh.s mehr oder weniger regelmäßig stattfindenden Landtage, die damit zusammenhängenden landschaftlichen Aktivitäten im Allgemeinen und jene der teilhabenden Gerichte im Besonderen bis zur Übergabe Tirols im Jahr 1490 thematisiert. Die Darstellung dieser in der Literatur nicht unbekannteren politischen und verfassungsrechtlichen Entwicklungen gewinnt durch die Einarbeitung zahlreicher Quellenbeispiele, die die Stellung und den Handlungsspielraum der Gerichte im Landtagsgeschehen jener Zeit widerspiegeln, zusätzlich an Wert. Zudem dient sie als fundierte Basis für den eigentlichen Kern der Studie, der die Großkapitel IV, V und VI umfasst.

In diesem Sinne widmet sich Abschnitt IV vertiefend der Rolle der Gerichte innerhalb des landschaftlichen Agierens auf den *gemeinen* und *engeren* Tiroler Landtagen des 15. Jahrhunderts: Zum einen werden die in den landschaftlichen Akten aufscheinenden landtagsfähigen Gerichte referiert und die Organisation ihrer Vertretung und Präsenz auf den Landtagen näher betrachtet. Zum anderen kommt es zur Untersuchung der Teilhabe der Gerichtsrepräsentanten an den dort gebildeten landschaftlichen Ausschüssen, Interimsregierungen und Gesandtschaften oder auch an der Ein-

hebung und Verwaltung der außerordentlichen Steuern. Zusätzlich werden die in den einzelnen Kapiteln gewonnenen Erkenntnisse in tabellarischer Form aufbereitet (Tabelle 2–7), was den Leserinnen und Lesern auf den ersten Blick eine schnelle Einschätzung der damals vorherrschenden Zustände ermöglicht. Gleichermassen benutzerfreundlich ist das Verzeichnis der Gerichtsrepräsentanten in Abschnitt V.1, das die Gerichtsboten und -vertreter chronologisch nach Landtagen und Gerichten etc. auflistet und jeweils auf die entsprechenden Biographien der genannten politischen Akteure im abschließenden Großkapitel VI dieses Bandes verweist. Gerade diese über 240 Seiten umfassende prosopographische Untersuchung von insgesamt 180 zeitgenössisch dokumentierten Gerichtsrepräsentanten, die dank der Heranziehung bislang unberücksichtigt gebliebener Quellen einzelner Südtiroler Archive erheblich erweitert und verdichtet werden konnte, macht den besonderen Wert dieser Studie aus. Die biographischen Dossiers werden sodann in Abschnitt V.2, einem der wohl interessantesten Kapitel dieser Arbeit, auf sozial-, wirtschaftlich- und herrschaftlich-relevante Merkmale hin – wie etwa dem Rechtsstatus, dem Alter und dem Bildungsstand, dem Herkunftsort, der wirtschaftlichen Grundlage der Repräsentanten oder ihrer Amtstätigkeit in der Gemeinde- und Gerichtsverwaltung – analysiert. Damit versucht die Autorin die Lebenswelt dieser politischen Vertreter der ländlichen Bevölkerung zu skizzieren, ihre gesellschaftliche Position zu bestimmen und schlussendlich die einleitend aufgeworfenen Fragen zu beantworten.

Neben anderem wird hier vor allem eines deutlich gemacht: Wohl alle damaligen Gerichtsrepräsentanten auf den Landtagen verfügten über landwirtschaftlich nutzbaren Grund und Boden. Nicht zuletzt weil dies zur Sicherung der eigenen Subsistenz und damit zur Lebensrealität am Land an sich gehörte. Dennoch finden sich diese politischen Akteure weder in den landschaftlichen Akten noch in den von den Landtagsboten mitgeführten Vollmachtsbriefen als „Bauern“ bezeichnet. Vielmehr ist von Anfang an von den „pesten, weysesten“ und „vernünfftigen“ der zum Landtag einberufenen Gerichtsinsassen des Landstandes der „Gemeinden, Täler, Märkte und Gerichte“ (S. 171) die Rede, die von Letzteren selbst als „erbar und weise, fürsichtig und weise, gute und liebe nachpaurn, guet freunt und nachpaurn, mitnachpaurn und gerichtsmann“ (S. 173) angesehen wurden. Diese Eigenschaften zeichneten zumeist lebenserfahrene Personen mit einem gewissen Bildungsgrad aus, die im Alter zwischen 40 und 60 Jahren – nicht selten als Träger eines Amtes in Gemeinde oder Gericht – bereits Ansehen und Sachkenntnis in Rechtsbelangen erwerben hatten können. Zudem mussten sie – auch über längere Zeit – „abkömmlich“ sein, d. h. die Arbeit auf ihren landwirtschaftlichen Gütern anderen überlassen können (S. 223), was wiederum eine gehobene wirtschaftliche Grundlage verlangte. Von einer Landstandschaft von „Bauern“ im heutigen Begriffssinn zu sprechen, würde dem Selbst- und Fremdverständnis der damaligen Gerichtsrepräsentanten somit nicht gerecht werden.

Dieser Aspekt wird noch von anderen der weiteren Ergebnisse der Untersuchung untermauert, welche insgesamt leider nicht in ein abschließendes, alle Fragestellungen umfassendes Fazit münden. Vielmehr wird das Phänomen der „Landstandschaft der Bauern“ in den einzelnen Zusammenfassungen der Großabschnitte dieser gelungenen, schlussendlich noch durch ein Orts- und Personenregister erschlossenen Studie näher beleuchtet, die sicherlich (vor allem der Großabschnitt VI) Ausgangspunkt weiterer Forschungen sein wird.

MICHAELA MARINI, Innsbruck

Luther und Tirol. Religion zwischen Reform, Ausgrenzung und Akzeptanz. Ausstellungskatalog des Landesmuseums Schloss Tirol, hg. von LEO ANDERGASSEN, Schloß Tirol 2017. ISBN 978-88-95523-13-2, 262 S., zahlr., teils farb. Abb.

Der im Reformations-Gedenkjahr 2017 erschienene Band vereinigt mehrere Aufsätze mit einem umfangreichen Katalogteil der gleichnamigen Ausstellung. Nach einer knappen Einleitung des Herausgebers führt RUDOLF LEEB mit einem Überblick zur Geschichte des Protestantismus in Tirol bis ins 19. Jahrhundert souverän in das Thema ein. Die spätmittelalterlichen Wurzeln der Frömmigkeitsbewegung um 1500 werden von LEO ANDERGASSEN anhand einiger kirchlicher Kunstwerke und Inkunabeldrucke regional verortet. Der umfangreichste Beitrag von KAI BREMER zu Tirol als lutherischer Peripherie kritisiert zu Recht eine Engführung des Reformationsjubiläums auf die Person Luthers. Er kann zeigen, dass Luther in der Druckgrafik regional stark in Sammlungen und Bibliotheken präsent war („Medienstar“), auch in den Jesuitenbibliotheken in Innsbruck und Hall in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In einem weiteren Beitrag ergänzt Bremer dies durch die Einbeziehung der kontroverstheologischen Publikationen des späten 16. Jahrhunderts, allerdings in Tirol fast nur der katholischen Seite. Als Adressaten regionaler katholischer Predigten und Polemiken versteht er vor allem die der eigenen Konfession, weniger die eigentlichen protestantischen Gegner. ASTRID VON SCHLACHTA widmet sich in ihrem wichtigen Beitrag der protestantischen Bewegung in Tirol, die länger als oft beschrieben ein öffentliches Glaubensleben praktizieren konnte. Am Beispiel Bruneck zeigt sie, dass in den 1560er-Jahren enge Verbindungen aus der Region zu anderen protestantischen Gebieten in den österreichischen Ländern bestanden. Sie resümiert, dass Tirol bis ins frühe 17. Jahrhundert konfessionell uneinheitlich blieb, wobei sich Luthertum und Täufertum erheblich auseinanderentwickelten. HANS-PAUL TIES ergänzt dies durch die Suche nach reformatorischen Spuren in der Tiroler Kunst, die er in den Arbeiten des Sohnes von Tilman Riemenschneider, Bartlme Dill Riemenschneider (um 1500–1549), findet. Die Polemik in der illustrierten Druckgrafik, die ESTHER P. WIPFLER untersucht, nutzte bis ins 19. Jahrhundert Teufelsbilder und Tierallegorien zur Verächtlichmachung des konfessionellen Gegners.

Mit dem Beitrag von WILFRIED BEIMROHR zu den Deferegger und Zillertaler Exulanten springt der Band (und die Ausstellung) ins späte 17. Jahrhundert und schildert auch die Situation in den protestantischen Aufnahmegebieten. Die Gründung der ersten evangelischen Gemeinden stieß noch in den frühen 1860er-Jahren auf den erbitterten Widerstand der katholischen Kirche und der Landespolitik, wie HANS H. REIMER darstellt. In Innsbruck konnte erst 1906 ein evangelischer Kirchenbau errichtet werden. Einen knappen Ausklang bildet der Überblick von SIGURD PAUL SCHEICHL zum Protestantismus in der Literatur Tirols im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Hier wird nochmals der katholische Konservatismus Tirols deutlich, aber auch die ideengeschichtliche Gegenreaktion mit einer Überhöhung des Protestantismus als „moderner“ Bewegung, die mit Blick auf rein lutherisch oder reformiert-calvinistisch geprägte Regionen Europas durchaus in Frage gestellt werden kann.

Der Band besticht durch zahlreiche Abbildungen in hervorragender Druckqualität und wird an frühneuzeitlicher Kunst und Kultur interessierten Lesern sicher viel Freude bereiten. Die inhaltliche Auseinandersetzung hat jedoch Schwächen: die kraftvollen protestantischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts kommen in ihrer sozialen

Dimension zu wenig in den Blick, insbesondere die lutherische Affinität der Schwazer und Haller Bergknappen wird nur gestreift. Eine Gesamtschau des Phänomens *Protestantismus in Tirol*, seiner Verankerung im 16., der Verfolgung in der katholischen Reform im 17. und der Schaffung einer scharf antiprotestantischen Mentalität im 18. und 19. Jahrhundert, steht noch aus.

STEFAN EHRENPREIS, Innsbruck

FRANCESCA BRUNET, **“Per essere quest’ufficio la chiave dell’Italia e Germania ...” La famiglia Taxis Bordogna e le comunicazioni postali nell’area di Trento e Bolzano (XVI–XVIII) / „Da dieses Amt der Schlüssel für Italien und Deutschland ist ...“ Die Familie Taxis Bordogna und die Postverbindungen im Raum Trient und Bozen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert**, Museo di Tasso e della storia postale, Camerata Cornello / Corponovo editrice, Bergamo 2018. ISBN 978-8-8992-1960-4, 254 S., zahlr. Farbabb.

Die Familie Taxis Bordogna und die Postverbindungen im Raum Trient und Bozen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ist aus einer Kooperation zwischen dem Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck und dem *Museo di Tasso e della storia postale* in Camerata Cornello mit dem Ziel entstanden, die in Tirol liegenden Quellen zur Postgeschichte auszuwerten. Herausgekommen ist ein quellennaher und ästhetisch ausgesprochen ansprechender Band. Dass er zudem zweisprachig, auf Italienisch und Deutsch verfasst ist, spiegelt die enge historische Verflechtung der Länder, die gerade in der frühneuzeitlichen Postgeschichte sichtbar wird. Im Mittelpunkt steht die Familie Taxis Bordogna, eine weibliche Nebenlinie des Gesamthauses Taxis, die zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert den Postverkehr in Trient und Bozen kontrollierte. Der Name Taxis wurde dabei ganz bewusst als „politische Strategie“ aufgegriffen, um von seiner engen Verknüpfung mit dem Postwesen und der damit verbundenen sozialen Anerkennung zu profitieren (S. 26). Grundlage bilden dabei das bislang wenig beachtete Post- und Familienarchiv der Familie Taxis-Bordogna im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck sowie ergänzendes Material vor allem aus Trentiner Archiven.

Die Autorin Francesca Brunet setzt dabei zwei inhaltliche Schwerpunkte: Zunächst wird die Geschichte der Familie Taxis Bordogna in enger Verknüpfung mit der Geschichte dieses Postlebens dargestellt. Im zweiten Teil werden dann „die eigentlichen wirtschaftlichen und organisatorisch-strukturellen Aspekte der Trentiner Postgeschichte in der Frühen Neuzeit [...] rekonstruier[t]“ (S. 20); hierzu gehören Finanzfragen ebenso wie die Perspektive der für die Post Arbeitenden, die Reiserouten und die Dauer und Gefahren des Reisens sowie die Verortung der Post in der Stadt Trient. Brunet behandelt keinen dieser Aspekte erschöpfend, das ist auch gar nicht ihr Ziel. Vielmehr will sie ein „Gesamtbild eines wenig untersuchten Themas [...] skizzieren, um so zu weiteren Forschungen anzuregen“ (S. 22), was ihr anschaulich gelingt. Hier sei die Phase unter Postmeisterin Lucia Ropele in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die die Verwaltung der Postämter für ihre Söhne übernimmt, erwähnt, die aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive weitere Aufmerksamkeit verdient.

Die Stärke des Bandes liegt in der sehr ansprechenden Darbietung des reichhaltigen und vielfältigen Quellenmaterials: In einem Anhang werden verschiedene für die

Entwicklung der Familie und ihres Postlebens zentrale Dokumente als Transkriptionen inklusive zweisprachiger Regesten dargeboten. Hinzu kommt die reiche Bebilderung mit Portraits, zeitgenössischen Darstellungen der Posttrouten und Karten. Somit ist der Band auch ästhetisch ein Genuss. Es ist zu hoffen, dass der zweite geplante Band zur Familie Thurn Valsassina und Taxis hieran anschließen kann.

LENA OETZEL, Wien/Salzburg

Das Mausoleum von Erzherzog Johann in Schenna. Ein außergewöhnlicher Bau für einen außergewöhnlichen Habsburger, hg. von FRANZ SPIEGELFELD, Athesia, Bozen 2019. ISBN 978-88-6839-423-3, 168 S., zahlr. Abb.

Das Mausoleum Erzherzog Johanns in Schenna (bei Meran) ist ein bedeutendes Beispiel neugotischer Baukunst in Südtirol. In der Gruft unterhalb des Kapellenraumes sind die sterblichen Überreste von Erzherzog Johann und seiner Gemahlin Anna Gräfin von Meran, geb. Plochl, bestattet. Das Mausoleum wurde ab 1860 vom Architekten Moritz Wappler errichtet und 1869 eingeweiht. Daher konnte 2019 das 150-Jahr-Jubiläum des Sakralbaus gefeiert werden.

2019 erschien auch der von Franz Spiegelfeld herausgegebene Sammelband. In neun Beiträgen setzen sich vier Autoren und eine Autorin aus historischer und kunsthistorischer Perspektive mit dem Bauwerk auseinander und beleuchten unterschiedliche Aspekte der Bau-, Ausstattungs- und Erhaltungsgeschichte des Gebäudes. Am umfangreichsten publizierte der Herausgeber FRANZ SPIEGELFELD selbst, der neben der Einleitung Texte zu Erzherzog Johann, zum Kapellenalter sowie zur Grablege und schließlich das Schlusswort beisteuerte. ANDREAS LEHNE setzt sich in seinem Artikel mit der Baugeschichte des Mausoleums auseinander und erläutert die architektonische Entscheidung für die Neugotik ebenso wie die Wahl Wapplers als Architekt. REINHARD RAMPOLD und MARIA HÖLZL STIFTER befassen sich mit enger gefassten kunsthistorischen Themen: Während Rampold die Entstehung, die Konzepte, die technische Ausführung und das ikonographische Programm der Glasfenster analysiert, behandelt Hölzl Stifter das Leben sowie das im Mausoleum befindliche Œuvre des Bildhauers Franz Xaver Pendl. Dieses besteht aus dem Christusrelief über dem Eingangportal, dem Erzengel Michael an der Fassade, dem Altar mit einem Kreuzifix in der Gruftkapelle und dem Doppelsarkophag für Erzherzog Johann und Anna Gräfin von Meran. HELMUT STAMPFER schließlich beschreibt in seinem spannenden und informativen Beitrag die verschiedenen restauratorischen Maßnahmen, die in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts sowie zwischen 2002 und 2005 zur Erhaltung des Bauwerks gesetzt werden mussten.

Die Beiträge bieten einen hervorragenden Überblick über Genese, Bau, Ausstattung und Konservierung des Sakralbaus. Die wissenschaftliche Qualität der einzelnen Artikel ist allerdings recht heterogen: Insbesondere die Texte von Franz Spiegelfeld sind methodisch zu hinterfragen. Sie basieren auf einem emotionalen, nicht aber auf einem analytischen Zugang zur Materie und sind daher durch mangelnde Distanz zum Untersuchungsgegenstand – konkret der Person Erzherzog Johanns und seinem Wirken im heutigen Südtirol – gekennzeichnet. Zudem ist die verwendete Literatur veraltet und die Texte sind inhaltlich nicht immer korrekt. Dieses Verdikt gilt aller-

dings nicht für die anderen Beiträge, bei denen es sich durchwegs um faktenbasierte kunsthistorische Analysen mit hohem Erkenntniswert handelt.

Daher ist der Sammelband trotz der bemängelten inhaltlichen Schwächen in einzelnen Bereichen ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des Mausoleums. Erstmals wurde der Bau Gegenstand einer umfangreichen Publikation, die zudem durch ihre umfangreiche und vielfältige bildliche Ausstattung besticht. So finden sich nicht nur Abbildungen des gesamten Bauwerks, sondern auch Reproduktionen zahlreicher baulicher Details, historischer Quellen, Pläne und Gemälde, die einen umfassenden visuellen Eindruck des Mausoleums in Geschichte und Gegenwart vermitteln.

KARIN SCHNEIDER, Wien

ANNA GRILLINI, **La guerra in testa. Esperienze e traumi di civili, profughi e soldati nel manicomio di Pergine Valsugana (1909–1924)** (Annali dell'istituto storico italo-germanico in Trento, Quaderni 102), Società editrice il Mulino, Bologna 2018. ISBN 978-88-15-27980-4, 227 S.

Die vorliegende Arbeit stellt den Abschluss eines an der Universität Trient und am Italienisch-Deutschen Historischen Institut in Trient angesiedelten Projekts (*La prima guerra mondiale 1914–1918. Trentino, Italia, Europa*, 2013–2015) dar. Am Fallbeispiel der Anstalt in Pergine Valsugana wird die psychiatrische Versorgung im Trentino der Jahrhundertwende und der Kriegszeit entlang des Wandels von der zweiten, 1882 gegründeten Landesirrenanstalt des Kronlandes Tirol zum *Ospedale della Venezia Tridentina* im Königreich Italien beleuchtet.

Dabei verfolgt die Studie nicht eine reine Institutionengeschichte vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg, sondern schließt an diverse deutsch- und italienischsprachige Arbeiten zu Kriegstraumata an und behandelt zum ersten Mal die Krankenakten der psychiatrischen Anstalt in Pergine, die u. a. auch deshalb von der Forschung bisher wenig berücksichtigt wurden, weil die 500 Patient*innen im März 1916 evakuiert und auf andere Anstalten des Kaiserreichs verteilt worden waren. Nur 35 % dieser Evakuierten kehrten zurück; die meisten waren in den anderen Anstalten den Kriegsentbehungen und den typischen Krankheiten überfüllter Anstalten wie der Tuberkulose zum Opfer gefallen. Nach dem Ende des Krieges und der Zuteilung des Gebietes der heutigen Autonomen Provinzen Bozen und Trient zum Königreich Italien wurde die Anstalt unter dem neuen Namen *Ospedale della Venezia Tridentina* unter italienischer Führung eine neue Anlaufstelle für die heimkehrenden feindlichen Soldaten, die heimgekehrten einheimischen Soldaten und für die in das verwüstete Trentino zurückgekehrte, von den Anfeindungen und Gefahren in der Fremde ebenso traumatisierte Zivilbevölkerung.

Für die Jahre vor und während des Krieges hat die Autorin 2.942 Krankenakten aus dem Zeitraum von 1909 bis 1919 untersucht, darunter auch die Krankenakten der 280 Trentiner*innen (147 Soldaten, 133 Zivilisten), die während des Krieges in der Landesirrenanstalt in Hall in Tirol aufgenommen worden waren. Die Krankengeschichten der Vorkriegsjahre hat sie vor allem zum Zweck des Vergleichs zwischen der österreichischen und der italienischen Psychiatrie mitberücksichtigt. Patient*innenakten aus der Kriegszeit und Nachkriegszeit wurden besonders hin-

sichtlich der Anamnese und der festgehaltenen Symptome genauer untersucht, um herauszufiltern ob und wie sich der Krieg in den Erkrankungen widerspiegelt. Zwar werden Frontdienst, Tätigkeiten für das Militär an der Heimatfront sowie Ereignisse wie Explosionen oder Verschüttungen angeführt; als Ursache für die psychische Erkrankung scheinen sie aber in der Diagnostik keine Rolle zu spielen. Der Krieg ist in den Akten vor allem als ein Zeitereignis, ein zeitlicher Orientierungshelfer (in Hinblick auf die Vorkriegs- bzw. Nachkriegsjahre) angeführt, gilt aber nicht als Auslöser von Psychosen.

Zu Beginn stellt Grillini die psychiatrische Versorgung im Trentino entlang der wachsenden und sich verändernden Anstalt von ihrer Gründung im Jahr 1882 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges dar. Bereits damals waren die Unterversorgung durch die ständige Überfüllung und die Hinwendung zu Ausweichinstitutionen im Veneto und der Lombardei durchaus Realität. Die Patient*innen dieser ersten Periode waren mehr Männer als Frauen, zwischen 30 und 50 Jahre alt und größtenteils aus der Bauernschaft kommend, deren Haupterkrankung mit Alkoholismus und Pellagra zusammenhing. Immer noch war die Pflege in der Familie vorrangig.

Das zweite Kapitel behandelt die Zeit des Krieges und die Ursachen der Traumata. Hierbei geht Grillini auf die Herausforderungen der Ärzteschaft vor und während des Krieges ein, die im Zusammenhang mit den neuen Technologien und ihren Gefahren (z. B. Zugentgleisungen) stehen. Schon vor dem Krieg ging die italienische Psychiatrie eigene Wege in der Deutung von Psychosen verursachenden Traumata, um die Forderungen nach Invalidenrenten einzudämmen. Dies sollte sich mit den Kriegsneurosen und -traumata fortsetzen und durch die kriegsbedingte Angst vor Simulant*innen noch erhöhen.

In der Folge beleuchtet die Autorin das Schicksal der Einberufenen, der Evakuierten und der in Frontnähe Zurückgebliebenen, welches sich in den Krankenakten niedergeschlagen hat. Es kommen alle auch aus anderen Studien bekannten Kriegsgräuern vor, gesteigert um das Misstrauen gegenüber der italienischsprachigen Bevölkerung, die Entwurzelung und die Ausgrenzung vor allem dort, wo Beziehungen über die nun verfeindeten Nationen hinaus entstanden.

Den größten Mehrwert stellen sicher das fünfte und sechste Kapitel über die Nachkriegszeit und die Etablierung der italienischen Psychiatrie und ihrer Therapieformen in Pergine dar. Hier verschmilzt die Patient*innenschaft zu einer Gruppe; ehemalige Soldaten und Zivilbevölkerung ähneln sich immer mehr in ihren Psychosen und den gestellten Diagnosen, vor allem weil, wie bereits erwähnt, die Prägung und Disponierung des Einzelnen vor dem Krieg als der eigentliche Ausgangspunkt der Erkrankung gedeutet wurden und nicht der Krieg selbst. Ein besonders interessanter Aspekt, den Grillini sowohl aus den Krankenakten als auch aus dem wissenschaftlichen Diskurs der Zeit herauskristallisieren kann, ist die medizinische und staatliche Sorge um eine psychisch gesunde nächste Generation, die schwerlich aus den schwachen, nun in der Anstalt behandelten Männern und Frauen der Kriegsgeneration entstehen konnte oder sollte.

Die Arbeit ergänzt nicht nur die lückenhafte Geschichte der Anstalt in Pergine, sondern zeigt am Beispiel dieser nach 1919 italianisierten neuen Institution, dass sowohl in den Krankengeschichten als auch in den medizinisch-wissenschaftlichen Publikationen der unmittelbaren Nachkriegszeit das Problem der Kriegstraumata nicht existent war, ungeachtet der allgemeinen Schwierigkeit, vor allem für ein Ge-

biet, dessen Grenze verschoben wurde, zum Alltag zurückzukehren. Ob Soldat oder zurückgebliebene Frau, ob Kriegsgefangener oder Invalider, der Krieg sollte und durfte aus verschiedenen Gründen nicht Auslöser von und daher Schuld an einer ganzen Generation von Zitterern oder der Apathie verfallenen psychiatrischen Patient*innen sein. Wenn auch die meisten italienischen Psychiater und Anstaltsdirektoren große Befürworter des Alles-bereinigenden-Krieges waren, durfte es nicht zum Eingeständnis kommen, dass der den Eingezogenen aufgedrückte Krieg für ihre Erkrankung und infolgedessen Erwerbslosigkeit verantwortlich war. Dies hätte enorme finanzielle Forderungen an das Königreich Italien zur Folge gehabt. Stattdessen wurde in den Akten und in den Publikationen sehr vehement dafür plädiert, dass Betroffene bereits vor dem Krieg unter einer Psychose litten, welcher der Kriegszustand womöglich zum Ausbruch verholfen oder sie verschlimmert, aber auf keinem Fall verursacht hatte.

Die Arbeit besticht durch gute Lesbarkeit sowie zahlreiche sprachliche und künstlerische Ausschnitte aus den Egodokumenten der Patient*innen und aus den Krankenakten. Tabellen zur Patient*innenstatistik, Kurzbiografien der genannten Psychiater und eine gute Bibliografie runden das Ganze ab. Die einzige kritische Anmerkung, die man zu dieser fundierten Arbeit machen kann, ist, dass man sich an manchen Stellen mehr Vergleiche mit Studien zu anderen Anstalten während des Ersten Weltkrieges gewünscht hätte, um die Einzigartigkeit Pergines aufgrund der Evakuierung und der Frontnähe noch besser sichtbar zu machen. Für dieses Forschungsdesiderat eines Vergleichs von Institutionen und Patient*innenschicksalen während der Kriegszeit hat die vorliegende Arbeit einen beachtlichen Mehrwert gebracht und einen bemerkenswerten Beitrag zur Aufarbeitung dieser Zeit geleistet.

ELENA TADDEI, Innsbruck

FRANCESCO FRIZZERA, **Cittadini dimezzati. I profughi trentini in Austria-Ungheria e in Italia (1914–1919)** (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni 101), il Mulino, Bologna 2018. ISBN 978-88-15-27842-5, 279 S., 6 Tabellen.

Bis vor wenigen Jahren konzentrierte sich das Bewusstsein der breiten Bevölkerung über den Ersten Weltkrieg im österreichischen Bundesland Tirol wie auch in Südtirol auf das Kriegsgeschehen im Gebirge gegen Italien und – in geringerem Maße – auf die verlustreichen Schlachten am Beginn der Kampfhandlungen in Galizien. Erst durch die neue Literatur im Gedenken an die Ereignisse vor 100 Jahren erfuhr dieser Gesichtskreis in vielerlei Hinsicht eine Erweiterung. Im heutigen Trentino spielte im Gedächtnis der Menschen von jeher ein anderes Phänomen in dieser dramatischen Zeit eine sehr große Rolle: Die von der jeweiligen Obrigkeit angeordnete Evakuierung von über 100.000 Menschen aus dem Bereich der unmittelbaren militärischen Konfrontation. Davon wurde der größere Teil in das Hinterland der k. u. k. Monarchie umgesiedelt. Knapp 30.000 Bewohner der von den Österreichern gleich am Beginn des Krieges geräumten Gebiete erhielten in verschiedenen Teilen des Königreiches Italien einen vorübergehenden Aufenthalt zugewiesen. Diese „Aufteilung“ blieb im Trentino als ein äußerst einschneidendes Geschehen verständlicherweise höchst lebendig. Allerdings stand diese Evakuierung circa eines Drittels der Einwohner des Trentino in der Geschichtsschreibung etwas im Schatten der Schilderung des Schick-

sals der an Zahl weit weniger zahlreichen Angehörigen vorwiegend aus der italienischsprachigen Oberschicht, die von der österreichischen Obrigkeit interniert oder konfiniert wurden. Als potentielle Irredentisten und Verräter verdächtigt, waren sie in eigens errichtete Lager eingewiesen worden, oder es wurde ihnen ein Zwangsaufenthalt im Hinterland der Donaumonarchie zugewiesen. Erst in den 1980er-Jahren erwachte im Rahmen der internationalen Entwicklung in der regionalen Forschung das Interesse am dramatischen Erleben der „einfachen“ Bevölkerung. Es begann eine systematische Erfassung der gar nicht so seltenen Berichte, die von sehr verschiedenen Beteiligten unmittelbar während der Ereignisse oder kurz darauf verfasst worden sind. Diese Zeugnisse bilden, angereichert durch eine Vielzahl offizieller Dokumente aus österreichischen und italienischen Archiven und die einschlägige Literatur, eine wesentliche Basis für die vorliegende Arbeit.

Frizzera ordnet die Evakuierungen in die allgemeine Geschichte des Ersten Weltkrieges ein, und er bietet verlässliche Daten über den Umfang der Evakuierungen und die Bestimmungsorte der zwangsweise Umgesiedelten. In Österreich-Ungarn wurden etwa 20.000 Trentiner in Lagern in Ober- und Niederösterreich (Braunau, Katzenau/Linz, Mitterndorf/Niederösterreich) untergebracht. Etwa doppelt so viele verteilte man auf kleinere Orte, hauptsächlich in Böhmen und Mähren. Keine vorübergehende Ansiedlung gab es in Tirol. Hinter dieser Maßnahme stand in erster Linie das Misstrauen vor allem der Militärs hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Evakuierten. Die nach dem Süden Abgesiedelten erhielten in kleineren Gruppen über die gesamte Halbinsel verteilt neue Unterkünfte zugewiesen. Im Laufe des Krieges ergab sich dann ein Konzentrationsprozess auf den Nordwesten Italiens. Auch hier galten die Neuankömmlinge in den Augen der Obrigkeit nicht selten als verdächtig, nachdem sie die italienischen Truppen nicht unbedingt als Befreier begrüßt hatten. Problematisch entwickelten sich im Norden wie im Süden die Beziehungen zur ortsansässigen Bevölkerung.

Die allgemeine Entwicklung kann Frizzera in Österreich-Ungarn insbesondere durch die Aufzeichnungen der Beteiligten in vielerlei Facetten nachzeichnen. Zunächst gelang es, in den Lagern eine einigermaßen funktionierende Infrastruktur aufzubauen. Im Zuge der allgemeinen Verschlechterung der ökonomischen Situation mit der Fortdauer des Krieges verschärften sich aber die Bedingungen, angefangen von der Verpflegung bis zur Unterbringung. Die Spannungen innerhalb der Lager wie auch in den Dörfern wuchsen. Eindrucksvoll ist etwa die Beobachtung, wie sich auch in den Erinnerungen der Evakuierten in diesem Zusammenhang ein schrittweiser Prozess der Entfremdung und Distanzierung von der k. u. k. Monarchie und vom Bewusstsein der Zugehörigkeit zum Land Tirol abzuzeichnen beginnt.

Ausführlich werden schließlich auch die Schwierigkeiten der Rückkehr der Evakuierten in ihre Heimat geschildert. Sie waren geprägt von der generellen Problematik beim Zusammenbruch der Habsburgermonarchie. Dazu kamen aber etwa auch Vorbehalte des italienischen Militärs, das zunächst die Rückführung der internierten Irredentisten und erst in zweiter Linie die der Evakuierten betrieb, bei denen man immer noch eine österreichtreue Gesinnung vermutete. Erst im Frühjahr 1919 waren die Rücktransporte abgeschlossen, und ebenso lange dauerte auch die Rückkehr der in den Süden Evakuierten in ihre alte Heimat.

Die Publikation zeichnet sich nicht nur durch die Erfassung vieler bisher unbeachteter Entwicklungen aus. Sie skizziert auch die sehr differenzierte Rezeption der

Erlebnisse der Evakuierten in der regionalen Geschichtsschreibung und die Einbettung in die derzeit so intensiv betriebene Erinnerungskultur. Darüber hinaus geht Frizzera auch immer wieder auf derzeit aktuelle Forschungsfragen ein, wie die Terminologie bzw. Unterscheidung von Flüchtlingen, Evakuierten, Migranten, Vertriebenen, Zwangsumgesiedelten u. ä.

Eine kleine Anmerkung am Schluss: Bei den Zitaten aus Dokumenten von k. u. k. Behörden, in denen auf die italienische Bevölkerung in Südtirol Bezug genommen wird, wäre vielleicht eine Erklärung angebracht, dass *Südtirol* in diesem Zusammenhang nicht mit dem geographischen Bereich identisch ist, für den diese Bezeichnung heute allgemein gebraucht wird.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

„Wir gehen furchtbar ernsten Zeiten entgegen.“ Die Tagebuchaufzeichnungen von Markus Graf Spiegelfeld aus den Jahren 1917–1923, hg. von MATTHIAS EGGER (Erfahren – Erinnern – Bewahren 8), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2019, ISBN 978-3-7030-1073-6, 312 S., zahlr. Abb.

Eine sichtliche Affinität zum Adel und seinen Archiven, das Interesse an einer vertieften Sicht des Handelns politischer Akteure aufgrund sogenannter Ego-Dokumente und eine immense Geduld beim Entziffern und Erläutern handschriftlicher Quellen lassen Matthias Egger zum idealen Bearbeiter der Tagebücher des Markus Graf Spiegelfeld (1858–1943) aus den Jahren 1917–1923 werden. Dieser, Deszendent einer aus Augsburg stammenden, seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Österreich wirkenden Familie, die 1623 in den einfachen Adel, 1765 in den Freiherren- und 1917 in den Grafenstand erhoben wurde, beendete eine klassische österreichische Beamtenlaufbahn als Statthalter von Tirol und Vorarlberg in den Jahren 1907–1913. Als solcher hatte er Kontakte bis in die höchsten Kreise und erhielt Einblick in die gesamtösterreichische Innenpolitik. Nach der Pensionierung wirkte er ehrenamtlich für die Österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz. Auf einer Fahrt nach Petrograd zu Verhandlungen mit den Bolschewiki über die Repatriierung von Kriegsgefangenen im Dezember 1917 begann er mit der Abfassung eines Tagebuchs, das er bis 1919 regelmäßig, dann in größeren zeitlichen Abständen weiterführte – um es mit August 1923 einzustellen. Der heuristische Wert dieser Textsorte ist im gegenständlichen Fall umso größer, als die Aufzeichnungen, die besonders seine Wahrnehmung des politischen Geschehens dokumentieren, trotz des Bekenntnisses zur Subjektivität („was mich besonders interessiert hat“ [S. 215]) über weite Strecken stilistisch kaum einen bewussten Gestaltungswillen erkennen lassen, mithin quasi Überrest-Qualität besitzen.

Egger zeichnet einen standesbewussten Aristokraten, den er nicht zuletzt in der Tradition seiner Familie verortet: Auch Vater und Großvater hatten ihre Grundausbildung an der Theresianischen Akademie erhalten, ihren *Cursus honorum* im Staatsdienst an diversen Orten quer durch die Monarchie durchlaufen, standesgemäße Ehen geschlossen und ein kultiviert-harmonisches Familienleben geführt. Als Beamter des Innenministeriums in den Jahren 1902–1907 zeigte er bei der Erarbeitung einer Vorlage zur Reform des Reichsratswahlrechts Skepsis gegen Demokratie und allgemeines Wahlrecht. Den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebte er in seinem Feriendomizil am Attersee, von wo aus er – trotz persönlicher Enttäuschungen in

einem Gefühl gleichsam selbstverständlicher Solidarität mit dem ermordeten Thronfolger – das Geschehen interessiert und – ob mangelnden Vertrauens in die k. u. k. Armee – nervös verfolgte. An der eigenen Untätigkeit leidend, meldete er sich beim Roten Kreuz, wo sich ihm ein weites Feld erfolgreicher Tätigkeit erschloss. Der konzisen Darstellung und Analyse aller entscheidenden Momente von Spiegelfelds Leben folgt eine „Biographie in Bildern“, die gleichermaßen aussagekräftig wie ansprechend ist, mit teilweise auch launigen, doch stets niveaувollen Legenden.

Eine zusätzliche Rechtfertigung seines Unternehmens findet Matthias Egger in der über den Einzelfall hinausgehenden Frage, wie die Aristokratie als Stand den Zusammenbruch von 1918/19 erlebte. Zu diesem Zweck zieht er ergänzende Quellen aus privaten und öffentlichen Archiven und eine umfangreiche Literatur heran, so dass das der Edition vorangestellte Biogramm viel mehr ist als eine bloße Hinführung zum Text. Die dabei aufkommenden Fragen sind sinnvoll formuliert, neben verbindlichen Antworten (anfängliche Kriegsbegeisterung, die bald in Desillusionierung umschlägt, das traumatische Ende der Monarchie, das Engagement in der Kriegsfürsorge als Ausdruck des Standesethos, aber auch als Reaktion auf Ressentiments auf Seiten der Sozialdemokratie, die Angst vor revolutionären Ereignissen) werden aber auch Desiderata der Forschung sichtbar (Beurteilung des Vielvölkerstaates, politische Alternativen nach dem Zusammenbruch, antisemitische Anklänge).

Die Edition selbst erfolgt nach klar erläuterten Richtlinien. Zahlreiche Fußnoten bieten wertvolle biographische bzw. Sachanmerkungen. Angesichts der Fülle an Namen ist es dem Herausgeber kaum zu verargen, dass er nicht in jedem Fall den neuesten Forschungsstand kennt, wie beispielsweise beim Trientner Fürstbischof Celestino Endrici (S. 216, Anm. 367).

Die Grundlinien von Spiegelfelds Denken hat Matthias Egger in der Einleitung mit sicherer Hand dargelegt. Gleichwohl sollen im Folgenden, bei aller mit einem derartigen Versuch verbundenen Subjektivität, einige Schwerpunkte besonders akzentuiert werden, die den Wert der Edition für die Forschung veranschaulichen. Ein dominantes Thema ist das aus einem gleichsam strukturellen Konservatismus herauswachsende Bekenntnis Spiegelfelds zur Monarchie (S. 112, 200 f.); über die Abdankung der Kaiser Wilhelm bzw. Karl (S. 208) war er untröstlich. Offiziere, die sich klanglos anpassten (S. 203), bereiteten ihm Enttäuschung; mit Genugtuung berichtete er hingegen über die freiwillige Entscheidung seines Sohnes, sich für den Schutz der kaiserlichen Familie in Schönbrunn zur Verfügung zu stellen (S. 204 und 206). Mit dieser Einstellung korreliert fundamentale Skepsis gegenüber der Demokratie, für Spiegelfeld „jenes tausendköpfige Thier“ (S. 224), das „alle sozialen Bedenken“ schwinden lasse (S. 219) und zur Folge habe, dass „nur noch Klassen-, nicht mehr Staatspolitik gemacht“ (S. 253) werde. So überrascht es nicht, dass er, freilich ohne ein Anhänger der Christlichsozialen Partei zu sein („eine recht unsympathische Gesellschaft“; S. 167), dem im Raum stehenden berufsständischen Gedanken einiges abgewinnen konnte (S. 232), auch wenn er, nicht zuletzt auf Grund existentieller Unsicherheit (S. 192), in wirtschaftspolitischer Hinsicht in höherem Maße dem Kapitalismus zusprach als dessen Vordenker (S. 230) und den autoritären Stil des Dollfuß-Regimes nicht billigte. In der vorbehaltlosen Ablehnung des Bolschewismus gleichermaßen wie des Nationalsozialismus, des Ersteren aus der Sorge vor revolutionären Ereignissen (S. 111, 160) und Jakobinertum (S. 114), des Letzteren wegen der Verachtung der „geistigen Arbeiter“ (S. 227) sowie von Recht, Gesetz und Tradition

(S. 125), kommt eine heute selten anerkannte, allerdings essentielle Bedeutung von Konservatismus zum Ausdruck.

Spiegelfeld war auch Anwalt der Idee des österreichischen Gesamtstaats, den er, ohne für eklatante Missstände blind zu sein, „aus innerer Notwendigkeit“ erklärte (S. 172); nach dem Zusammenbruch hätte er eine Möglichkeit des Fortlebens desselben am ehesten in einem Staatenbund gesehen (S. 194). Selbstredend lehnte er jeglichen Nationalismus ab, während er in den Minderheitenschutz große Hoffnungen setzte (S. 189).

Der Krieg versetzte ihn bereits nach kurzer Zeit in einen Zustand der Hoffnungslosigkeit, den er auch in der Gesellschaft ortete (S. 184): „Die Welt, in der wir gelebt, für die wir gearbeitet haben, bricht unter uns zusammen“ (S. 208). Insbesondere für die Kultur bedeute er den Ruin (S. 176). Dass der Jurist und Verwaltungstechniker auch hierfür ein feines Organ hatte, zeigen gelegentliche Hinweise auf seine Lektüre (Peter Rosegger [S. 103], Augustinus [S. 179 und 181], Aischylos [S. 253]) und seine Reflexionen zu religiösen Themen (die orthodoxe Liturgie sei in ihrer Pracht Ausdruck tiefer Verehrung [S. 121], Katholizismus bedeute persönliches Zusammensein mit Gott [S. 159], Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes angesichts der Kriegsgräueltaten [S. 181]); beim Ausbau des Ansitzes Lichtenthurn in Innsbruck/Hötting als Familiensitz verwendete er viel Sorgfalt auf die Kapelle (S. 186), und nach 1923 befasste er sich mit Religionsphilosophie.

In einem Anhang legt der Herausgeber in der Tagespresse erschienene Texte Spiegelfelds zu politischen Themen, besonders zur Lage in Russland, vor, die die Tagebücher schlüssig ergänzen, dazu Charakterbilder von Kaiser Franz Joseph und mehrerer Erzherzöge. Ein nach Rubriken gegliedertes Quellenverzeichnis sowie ein Register der Personen und Orte bürgen für die wissenschaftliche Benutzbarkeit des Werks.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

La storia va alla guerra. Storici dell'area trentino-tirolese tra polemiche nazionali e primo conflitto mondiale, hg. von GIUSEPPE ALBERTONI / MARCO BELLABARBA / EMANUELE CURZEL (Studi e ricerche 18), Università di Trento, Trento 2018. ISBN 978-8884438256, 341 S.

Das Interesse an der Historiografie Tirols, Südtirols und des Trentino ist in jüngerer Zeit deutlich gewachsen. Die Selbstreflexion über die wissenschaftliche Ausrichtung und die öffentliche wie politische Relevanz – um einen alten Begriff zu Ehren zu bringen – von Geschichtswissenschaften und Volkskunde hat sich besonders im Hinblick auf ihre Rolle im Nationalsozialismus und im Faschismus deutlich gesteigert. Es ist evident geworden, dass die Historien jenseits fachlicher und universitärer Ansprüche als Deutungsträger und „Legitimationswissenschaft“ (Peter Schöttler) für das jeweilige politische System eine erhebliche, ja sogar zentrale Rolle einnahmen.

Der vorliegende Band bietet in elf Beiträgen und einem Nachwort eine Synopse über die Geschichtsforschung in Nord-, Südtirol und im Trentino im Verlauf des späten 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er öffnet damit eine Barriere, die zwischen den *Communities* der italienischen und deutschsprachigen Historiker*innen immer noch spürbar ist. Die Aufsätze, Ergebnisse einer Tagung

an der Universität Trient, gewinnen in der vorliegenden Publikation dank sorgsamer Ausarbeitung und Verknüpfung nahezu Handbuchcharakter, sodass Linien der Kontinuität deutlich verfolgbar werden. Dabei zeigt sich, wie sehr Geschichte bereits im Alten Tirol als „Grenzraumwissenschaft“ fungierte, als eine Form von *border studies* ante litteram, die die Distanz zwischen Wissenschaft und Politik immer wieder mühelos übersprang – bis in die Gegenwart.

Zugleich markieren die Beiträge die Position von Tiroler Historikern im Konzert der österreichischen Geschichtswissenschaften seit dem 19. Jahrhundert. So war der Tiroler Benediktiner Albert Jäger der erste Direktor des Wiener *Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*, begründet 1854 zur Förderung einer nationalitätenübergreifenden und damit staatstragenden Quellenforschung. Der landespatriotische Zug von Jägers Tirol-Forschungen war dem Geist des Instituts zwar fremd, aber der Marienberger Benediktiner war der erste einer Reihe wichtiger Tiroler Repräsentanten am Wiener Institut. Nach seinem Abgang 1869 folgte Theodor von Sickel (1826–1908), ein in Quellenkunde und Diplomatie versierter Gelehrter im Geiste der *Monumenta Germaniae Historiae*. Sickel war preußischer Herkunft und wirkte in Österreich aufgrund hohen methodischen Niveaus und Staatsloyalität wegweisend und stilbildend. Unter seiner Ägide (bis 1891) kamen am Wiener Institut Tiroler Historiker und hilfswissenschaftlich geschulte Mediävisten von Rang zum Zuge: Emil von Ottenthal (1855–1931), 1904 bis 1926 selbst IÖG-Direktor, und sein 1926 bis 1929 amtierender Nachfolger Oswald Redlich (1858–1944), deren Quellenwerke zum Tiroler Mittelalter, wie die *Traditionsbücher* des Hochstifts Brixen oder die von Ottenthal und Redlich gemeinsam herausgegebenen *Archivberichte aus Tirol* quellenkundliches Neuland erschlossen und methodische Standards setzten.

Sickel verbrachte den Lebensabend in Meran. Seine Beerdigung auf dem protestantischen Friedhof der Kurstadt begleitete ein großes Aufgebot der Historiker Tirols und Österreichs, die ihm viel zu verdanken hatten. GIUSEPPE ALBERTONI gibt mit seinem instruktiven Beitrag zu dieser Leitfigur den passenden Auftakt für das folgende Historiker-Tableau.

Die Distanz zwischen Geschichte und Politik, auf der Sickel nachdrücklich insistierte, wurde im Falle seines Schülers Michael Mayr (1864–1922) abrupt durchbrochen. Der Oberösterreicher Mayr, gleichfalls IÖG-Absolvent, zu ambitioniert für entsagungsvolle Quellenarbeit, nutzte das Tiroler Landesarchiv als Aufstiegskanal, um 1897 dessen Leitung zu übernehmen und durch Einwerbung großer Bestände den Archivstandort aufzuwerten. Seine Versuche, an der Universität Innsbruck Fuß zu fassen, trafen aber auf Gegenwehr des liberalen Professorenstabs. Denn Mayr war – wie WALTER LANDI umfassend ausführt – ein prononcierter Vertreter des katholisch-konservativen Lagers, bis er sich um 1907 den aufsteigenden Christlich-Sozialen zuwandte. Im Ersten Weltkrieg verstieg sich Mayrs nationale Haltung rasch in die Hybris deutscher Suprematie. Im Zuge des von der Militärdiktatur ab 1915 forcierten Programms zur Entnationalisierung und Verdeutschung des Trentinos entwarf er Konzepte sprachlicher und kultureller Assimilation, die denen des gleichaltrigen Ettore Tolomei spiegelverkehrt entsprachen. Auf dem Sterzinger Volkstag vom Mai 1918 wurden solche Programme neu artikuliert und hemmungslos radikalisiert, unter Mayrs aktiver Beteiligung. Landis ausführliche Darstellung (auch auf der Basis der Dissertation von Hermann J. W. Kuprian) der Positionen Mayrs zwischen Geschichtswissenschaft und Politik zeigt eindrücklich, wie Historiker die von

ihnen behauptete Deutungsmacht zu massiver politischer Intervention nutzten. Im Fall von Michael Mayr gipfelte sie 1920 in der Wahl zum Bundeskanzler der neuen Ersten Republik Österreich. Der Aufstieg ins höchste Staatsamt währte zwar nur bis 1921, zudem starb Mayr bereits ein Jahr später, er markierte aber einen Bruchpunkt historischer Autorität.

Ungleich prekärer als die zentrale Rolle, die Historiker in Tirol einnahmen, wo Otto Stolz (1881–1957) und Hermann Wopfner (1876–1963) als dritte Generation seit 1910 langfristigen Einfluss gewannen, war die Stellung der Historiker im Trentino. Die Frage der Geschichtsforschung im Trentino stand stets im Spannungsfeld zwischen lokaler Geschichtsarbeit, regionaler Identitätsbildung und nationaler Ausrichtung, oft unter drückender Observanz des österreichischen Staates. Eine universitäre oder institutionelle Rückbindung, wie sie für deutschsprachige Historiker in Innsbruck oder Wien möglich war, fehlte im südlichen Landesteil. Zudem waren Bruchlinien zwischen älterer und jüngerer Generation von Forschern wie chronische Differenzen zwischen den kommunalen Kristallisationspunkten Trient und Rovereto ausgeprägt.

Der dreifache Blick auf die Momente sozialer, kultureller und ideengeschichtlicher Verflechtung der Trentiner Historiker- und Gelehrtenzene gewinnt in den Beiträgen von DAVIDE ALLEGRI, VITO ROVIGO, EMANUELE CURZEL, FRANCO FRIZZERA und CARLO ANDREA POSTINGER neue, auch methodisch innovative Perspektiven von hohem Anregungswert. Dabei zeigt sich, dass eine Figur wie Ettore Tolomei und sein *Archivio per l'Alto Adige* nur ein Element einer vitalen, zwischen multiplen weltanschaulichen Positionen changierenden und interaktiven Intellektuellenszene repräsentierte. Um 1900 suchte eine lose Gruppe von rund 150 Historikern, Sprachforschern, Geografen und Landeskundlern nach dem historischen Ort des Trentino, Vertreter unterschiedlicher Generationen, die um die Frage seiner nationalen Zugehörigkeit wie um die eigene Stellung und wissenschaftliche Anerkennung rangen. Pulsierendes Zentrum vieler Auseinandersetzungen war das 20 km von der Bischofsresidenz Trient entfernte Rovereto, das sich als Stadt der Dynamik und aufgeklärter Tradition vor dem historischen Hintergrund der Zugehörigkeit zur Republik Venedig, der *Serenissima* (1413–1509), profilierte. Im Aufbruchsklima von Rovereto nahm die *Accademia degli Agiati*, die 1750 gegründete älteste Gelehrten-Akademie Österreichs, eine besondere Stellung ein. Sie war der Sammelpunkt bildungsbürgerlicher und intellektueller Honoratioren, ein Ort, wo die Spannung zwischen Staatsloyalität und aufsteigender *italianità* um 1900 virulent war. Obwohl die *Agiati* Mitglieder wie Redlich oder Mayr in ihren Reihen hatten, erwies sich die Akademie als Pool kulturnationaler Identität, die trotz Ergebnisadressen zu Kaiserjubiläen nicht zu übersehen war. Dennoch wirkte der Kurs der Akademie auf Jüngere allzu vorsichtig und betulich, wie Vito Rovigo anschaulich demonstriert. Eine Gruppe Jüngerer drängte auf ein neues wissenschaftliches Profil und öffentliche Dynamik und startete 1909 mit der Zeitschrift *San Marco* nicht nur ein lokalhistorisches Periodikum, sondern auch einen handfesten Eklat gegenüber der ruhmreichen Institution. Die „Jungen Wilden“ um Enrico Tamanini (1883–1972) oder Ettore Zucchelli (1883–1954) rückten später im Schul- und Kulturbereich zu wichtigen Verantwortungsträgern auf. Auch die von Carlo Andrea Postinger illustrierte Episode um seinen Namensvetter, den *Accademia*-Vorstand Teodoro Postinger, der 1919 als 1915 angeblich allzu devoter *austriacante* in Presse und Öffentlichkeit an den Pranger gestellt wurde, obwohl er

unter österreichischer Herrschaft immer wieder Sanktionen erfahren hatte, zeigt das aufgeheizte Klima nach der Angliederung an Italien wie den überschießenden Nationalismus mit wüstem Denunziantentum. Aber dennoch folgte mit dem Kriegsende und der Reaktivierung vieler Intellektueller auch ein kultureller Neuaufbruch, der sich in der Gründung der *Studi Trentini di Scienze Storiche* 1919 manifestierte. Die neue historische Zeitschrift wirkte als Kristallisations- und Sammelpunkt vieler Historiker, die zuvor in verschiedenen Periodika des Trentino tätig gewesen waren. Viele von ihnen hatten bereits vor 1914 trotz unterschiedlicher ideologischer Lager keine Berührungspunkte miteinander gehabt, sodass Liberale in katholischen Zeitschriften ebenso publiziert hatten wie umgekehrt. Das Panorama einer *intellectual history*, das Francesco Frizzera in seinen Positionen anschaulich und statistisch dokumentiert, wünschte man sich auch für Süd- und Nordtirol, wo Rollen und Funktionen, Austausch und intellektuelles Klima weit weniger gut erforscht sind, auch nicht in der Anschaulichkeit, wie sie die Trentiner Kollegen aufbieten.

Eindringlich ist die Präsentation des Historikers Gino Onestinghel (1880–1919), dessen Biografie EMANUELE CURZEL vorstellt. Onestinghels wütend-passionierter Einsatz für die *italianità* seiner Heimat und scharfer Nationalismus, der auf die Erlösung des Trentino durch Italien geradezu eschatologische Hoffnungen richtete, bewiesen sich bei seinem Aufenthalt in Bozen im Verlauf des Krieges, wo er die dortige Stimmung eingehend beobachtete. Er war sich auch sicher, dass der italienische Charakter Bozens nach einer Annexion durch Italien alsbald zutage träte: „credo che pochi anni di governo nazionale basterebbero a togliere alla città la larva tedesca.“ In das Erlösungspotenzial Italiens setzte Onestinghel ebenso übersteigerte Hoffnungen wie die Gegenseite in eine ersehnte Germanisierung des Südens. Aporien und Funktion des Nationalismus treten an der Figur von Onestinghel selten plastisch hervor, Autor Curzel bewertet die nationale Militanz aller Seiten zu Recht als gravierende Hypothek, die das Zusammenleben der Sprachgruppen auf Dauer belasten sollte.

Ganz anders die Figur von Hans von Voltolini (1862–1938), auch er ein eminenter Vertreter der IÖG-Schule, Rechtshistoriker großen Formats. In seiner Person spiegelt sich nach 1918 die Bitterkeit über die Abtretung Südtirols und den Verlust des Trentino, dem er aus Gründen familiärer Herkunft besonders nahestand. Voltolinis Entscheidung, nach 1918 nicht mehr über das Trentino zu schreiben, stand als Haltung von Resignation und Enttäuschung dem nationalen Furor von Onestinghel, Mayr oder Tolomei diametral entgegen. MARCO BELLABARBA schildert einfühlsam Voltelinis zähen Kampf um die historische Zuordnung Südtirols zum tirolisch-österreichischen Zusammenhang, entlang einer Position, die seine frühere Bindung an die österreichische Reichsidee und das nunmehr postulierte Gesamtdeutschtum mühsam verklammerte.

Eine Schlüsselfigur für die Geschichtskultur Südtirols in der unmittelbaren Nachkriegszeit war der aus Kastelruth gebürtige Leo Santifaller (1890–1974). Dem IÖG-Absolventen und Weltkriegsteilnehmer fiel 1919 eine wichtige Aufgabe zu, als die Republik Österreich gemäß Friedensvertrag große Archivbestände zur Geschichte Südtirols und des Trentino vertragsgemäß an Italien abliefern musste. Der eben 30-jährige Santifaller übernahm es im Auftrag der Generaldirektion der italienischen Staatsarchive, die in 150 Eisenbahnwaggons nach Bozen gelieferten Archivalien in Schloss Maretsch unterzubringen und sie als Kernbestand des neu gegründeten Staatsarchivs Bozen zumindest provisorisch aufzustellen. Santifaller vollführte die

Herkulesaufgabe mit geringem Personalstand in staunenswerter Arbeitsleistung, die er rückblickend als erfüllend empfand. Dank geringer Besucherfrequenzen fand er auch Zeit zu tiefeschürfender Quellenarbeit, die sich etwa im Grundlagenwerk über das Domkapitel Brixen im Mittelalter manifestierte. WERNER MALECZEK schildert neben der Aufbauleistung auch das Lavieren Santifallers zwischen wissenschaftlicher Fachaufgabe und dem im aufsteigenden Faschismus wachsenden Loyalitätsdruck. Neben dem pfleglichen Umgang mit dem gleichfalls in Maretsch sitzenden Ettore Tolomei, der dort sein *Istituto di Studi sull'Alto Adige* führte und dem „giovane amico“ herablassend begegnete, geriet Santifaller durch einen peinlichen Vorfall ins Visier der Öffentlichkeit. Eine Huldigungsadresse aus seiner Feder an den auf Südtirol-Besuch weilenden Thronfolger Umberto I. von Savoyen geriet so beschämend distanzlos, dass die unmittelbaren und späteren Reaktionen in seiner Berufskarriere langfristig nachwirkten. Die Bandbreite von Loyalitätsdruck, Akkommodation und Resilienz, in der viele Historiker agierten, bewertet Maleczek im Falle von Santifaller nobel-verständnisvoll, ohne jedoch die berufstypische „Staatsnähe“ (Ernst Hanisch) bis hin zur Regimetreue zu thematisieren, die etwa Hannes Obermair in einem Santifaller-Aufsatz an anderer Stelle als „willfährige Wissenschaft“ benannt hat.

HANNES OBERMAIR befasst sich in diesem Band mit der Edition des *Tiroler Urkundenbuchs*, das Otto Stolz und Franz Huter zwischen 1937 und 1957 im Auftrag der Historischen Kommission am Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum betreuten. Mit diesem anspruchsvollen Editionsprojekt erhoben die Editoren zugleich auch den Deutungsanspruch, das südliche Tirol („das deutsche Etschland“) als deutschen Kulturboden nachdrücklich zu reklamieren. Die Ausführungen Obermairs haben umso mehr Gewicht, als er 2009 mit Martin Bitschnau das TUB fortgeführt und die Positionen der Vorgänger einer kritischen Würdigung unterzogen hat. Sein Appell, wissenschaftshistorische und epistemologische Hintergründe solcher Editionen offenzulegen, reicht weit über Tirol hinaus.

MICHAEL WEDEKIND erschließt schließlich ein Panorama der zunehmend völkischen Verengung der Geschichtswissenschaften in Tirol, die in Folge des Kriegsendes 1918 und der Abtretung Südtirols einsetzte. Tonangebende Historiker wie Hermann Wopfner oder Otto Stolz unterstrichen ebenso nachdrücklich wie nationalistisch verschärft den Zusammenhang des Landes und die Zugehörigkeit Südtirols zum deutschen Sprach- und Kulturraum, der sich durch „deutsche Siedlungsarbeit“ im Süden säkular verfestigt habe. Folgerichtig vollzogen Historiker wie Stolz oder der jüngere, 1899 geborene Franz Huter eine weitreichende Akkommodation an den Nationalsozialismus, dem sie in ihren Funktionen als Historiker vielfältig zuarbeiteten, wenn auch im Empfinden der Unteilbarkeit Tirols und in der Überzeugung, durch den nationalen Abwehrkampf legitimiert zu sein. Wedekind überzeugt auch in diesem kurzen Beitrag wie in vielen anderen Arbeiten, die sich brisanten Fragen der Historiografie in Tirol analytisch scharf zuzuwenden.

Im Resümee von FABRIZIO RASERA, einem der Pioniere der aus Rovereto seit 1980 italienweit ausstrahlenden Weltkriegsforschung, klingen die Differenzen zwischen dem Trentino wie Süd- und Nordtirol nochmals an. Sein Kommentar vermittelt aber auch, wie notwendig es wäre, Biografien, Profile und Positionen der in Tirol und im Trentino seit dem 19. Jahrhundert tätigen Historiker-Generationen in einem umfassenden Forschungsprojekt in ihren weltanschaulichen und wissenschaftlichen Kontext eingehend einzubetten: Dabei handelt es sich auch um männliche Wissenschafts-

konzepte, in deren agonalem Kontext Frauen keinen Platz fanden. Dieses Defizit wäre gleichfalls klärungsbedürftig: Auch in diesem Band schreiben wie selbstverständlich elf Historiker über ihre männlichen Vorläufer.

Die inzwischen zahlreichen Einzelstudien bedürften einer regulativen Synthese, die als umfassende Ebene der Selbstreflexion Universitäten und Archive in einer gemeinsamen Anstrengung verbinden sollte. So ist der Band nicht nur verdienstvolle Zwischenbilanz, sondern auch ein Forschungsprogramm von Rang, Gewicht und hoher Anregungsfunktion.

HANS HEISS, Brixen

AZRA BIKIC / LAURENCE COLE / MATTHIAS EGGER / LUKAS FALLWICKL / ANGELICA HERZIG, **Schwere Zeiten. Das Tagebuch des Salzburger Gemischtwarenhändlers Alexander Haidenthaller aus dem Ersten Weltkrieg** (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 50), Stadtgemeinde Salzburg, Salzburg 2018. ISBN 978-3-900213-39-8, 288 S., zahlr. Abb.

Seit den 1990er-Jahren lässt sich seitens der universitären Forschung eine vermehrte, neu ausgerichtete Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg feststellen. Dabei stehen – im Gegensatz zu den älteren Ansätzen – vorwiegend alltagsgeschichtliche Aspekte der *Heimatfront* im Fokus der Analyse. Die Erinnerungsjahre zwischen 2014 und 2019, also vom Ausbruch des Krieges 1914 bis zu den Pariser Friedensverträgen 1919, brachten – rechnet man hier noch die mehrjährige Vorlaufzeit und ein allmählich verklingendes Nachwirken mit ein – eine allein auf Österreich bezogen kaum mehr überschaubare Fülle an Publikationen, die in ihren Anliegen, aber auch in ihrer Qualität oftmals sehr unterschiedlich zu bewerten sind. Den Arbeiten dieser Jahre ist aber eines gemeinsam: Sie stützen sich vielfach auf bislang wenig bis kaum beachtete – und schon gar nicht systematisch herangezogene – zeitgenössische Ego-Dokumente, die so ganz anders als etwa die bekannteren Tagebücher von Militärs und Politikern einen Einblick in die erwähnte Heimatfront und ihren Alltag, gewissermaßen von unten her, erschließen helfen.

Die Autor*innen des vorliegenden Bandes wollen mit ihrer regional im Umfeld der Stadt Salzburg basierten Studie bzw. der Edition von Tagebüchern eines Gemischtwarenhändlers der nach wie vor bestehenden Lücke in diesem Bereich entgegen treten. Schon vor mehr als drei Jahrzehnten wies der ebenfalls in Salzburg tätig gewesene Historiker Fritz Fellner (1922–2012) als einer der Ersten in Österreich auf den Wert derartiger Quellen hin (S. 13 und 15).

Die bemerkenswerte Besonderheit des diesem Band zugrundeliegenden Ego-Dokuments ruht auf zwei Aspekten. Zum einen handelt es sich um eine ohnedies rare Quelle aus dem kleinbürgerlichen, zwischen Stadt und Land angesiedeltem Milieu. Zum anderen trifft die angesprochene Forschungslücke, wie die Autor*innen vermerken, abseits der großen Städte vor allem auf jene ehemaligen Kronländer der Habsburgermonarchie zu, die nicht zum Kriegsgebiet zählten. Auch wenn Salzburg von den unmittelbaren Auswirkungen der sich während des Krieges etablierenden Militärdiktatur (wie sie etwa in Tirol voll durchgreifen konnte) weitgehend verschont geblieben ist, so zeigt sich auch hier – gespiegelt in den Tagebüchern Alexander Haidenthallers – das rapide schon mit Kriegsausbruch wachsende Unbehagen und

die zunehmend (er)drückende Last des Krieges, der man weitgehend hilflos gegenüberstand. Der Staat in seiner zivilen Gestalt und seine Repräsentanten (*die Behörden*) handelten in der Wahrnehmung der Bevölkerung in steigendem Maße als Gegner, von dem man sich mit wachsender Not abwandte. Die Staatsmacht und ihre Institutionen büßten mit jedem Tag mehr an Glaubwürdigkeit ein. Damit erodierte in den Augen der Bevölkerung auch ihre Legitimation und gesellschaftliche Integrationsfähigkeit.

Die vorliegende Edition ist das Ergebnis einer Lehrveranstaltung an der Universität Salzburg, die sich aus dieser Perspektive intensiv mit der Geschichte des Ersten Weltkrieges auseinandersetzte. In minutiöser *Werkstattarbeit* und in enger Zusammenarbeit zwischen Universitätslehrern und Studierenden konnte somit eine regionalhistorisch (und freilich auch darüber hinaus) bedeutende Quelle bearbeitet und einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Das einleitende Kapitel umfasst neben den Editionsriterien eine biographische Skizze des Protagonisten, die größtenteils auf einer breiten Auswertung der Tagebücher basiert. Zudem liefern die Autor*innen den weiteren Kontext, indem, soweit es für das Verständnis der Edition nötig ist, auf regionaler Ebene die sozio-ökonomische Situation der Stadt Salzburg und der Gemeinde Gnigl während des Krieges skizziert wird. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Ernährungsfrage, die auch in den Einträgen des Tagebuches durchgehend einen zentralen Platz einnimmt. Der wissenschaftliche Anhang ergänzt die Edition mit einem durch farbliche Gliederung gut ablesbaren Überblick zu Familie und Verwandten Haidenthallers. Zahlreiche zeitgenössische Fotografien und Faksimiles illustrieren die Edition nicht nur, sondern stellen für sich einen möglichen Einstieg in diese Epoche bereit. Für die Nutzung bzw. Erschließung der Quelle ist zudem ein Orts- und Sachregister erstellt worden. Als besonders gelungen muss die optische Aufbereitung des Bandes bezeichnet werden. Während der historisch-wissenschaftliche Teil auf weißem Hintergrund gedruckt ist, heben sich die edierten Tagebucheinträge en bloc bewusst durch die Wahl eines Grautons im Papier ab.

Die Tagebücher des während dieser Zeit in Gnigl bei Salzburg lebenden Gemischtwarenhändlers umfassen für die Jahre 1902–1946 insgesamt elf Bände, von denen nur die Bände fünf und sechs auf die Kriegsjahre fallen. Es handelt sich bei Haidenthallers Aufzeichnungen um eine „Mischform aus retrospektivem und klassischem Tagebuch“ (S. 17). Auch wenn der Autor seine auf diese Weise festgehaltene „Zeit“ als „Geheimarbeit in einen Ereigniß Kalendarium“ begreift (S. 207, Eintrag vom 5. Nov. 1917), scheint doch klar, dass er sich gegenüber der Nachwelt durchaus als „Chronist seiner Zeit“ (S. 15) verstand. Wie viele bürgerliche Familien der Habsburgermonarchie wurden auch Alexander Haidenthaller und seine Gattin Johanna aus ihrer mühsam von der Arbeitszeit abgesparten Sommerfrische gerissen. Gerade erst in Ischl eingetroffen, ereilte sie die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers in Sarajevo (S. 64, Eintrag vom 5. Juli 1914). Das mittlerweile in den Geschichtswissenschaften kritisch diskutierte *Augusterlebnis* – im Hinblick auf eine nicht ausschließlich ungetrübte Kriegsbegeisterung weiter Kreise der Bevölkerung (S. 39) – findet in den Aufzeichnungen Haidenthallers bereits während der ersten Monate eine Bestätigung. Schon im Dezember 1914 befürchtet der Chronist die langfristigen Folgen des Krieges, wenn er schreibt: „Politik und Hinterlist kann immer ihr Spiel treiben, wenn ihnen hierzu die Möglichkeit einer guten Aussicht vor Augen steht“ (S. 88, Eintrag vom 26. Dez. 1914). Gerade in dieser *ungeschönten* Haltung

zeigt sich – wie das auch die Autor*innen herausstreichen (S. 41 u. 43) – der Wert dieser Quelle, die sich so deutlich von den oben angesprochenen Tagebüchern hochgestellter und gutsituierter Persönlichkeiten abhebt und damit einen erheblich besseren Zugriff auf das Alltagsleben der *großen* Bevölkerungsmehrheit möglich macht (hier freilich m. E. eine kleinbürgerliche, stark katholisch geprägte Gruppe). Neben persönlichen und familiären Problemen, die der Krieg verstärkt, sind es vor allem die ständigen Versorgungsprobleme, das schwindende Vertrauen in den Staat (und seine Behörden), die immer wieder thematisiert werden. Geradezu symbolisch ist dafür die 1916 durchgeführte kriegsbedingte Glockenabnahme an der Pfarrkirche. Sie erschüttert das Weltbild des Kleinbürgertums nachhaltig: „die Abnahme machte uns pang“ (S. 150, Eintrag vom 14. Aug. 1916). Damit sieht sich die Gemeinde ihres über Jahre hinweg mühsam ersparten gesellschaftlichen und Gemeinschaft bildenden Kapitals (der Glocken) beraubt. Sie muss sich zwangsläufig die Frage stellen: Warum und wofür? Als etwas mehr als ein Jahr später auch die letzte Glocke dem Krieg zum Opfer fällt, wird die nunmehrige Klanglosigkeit des Alltags von Haidenthaller nicht nur als Orientierungsverlust wahrgenommen („Öde und eintönig tritt der Tag zu den Pflichten“), sondern auch Anlass zur ungeschönten Kritik am Krieg an sich. Die Glocke „musste [...] ihre würdige Form einbüßen um einen schauernden Schlund dem Menschenherzen Leide zu tun anzunehmen“ (gemeint ist wohl die Form von Kanonen; S. 208, Eintrag vom 21. Dez. 1917). Im Februar 1918 äußert sich diese Haltung bei Haidenthaller unverhohlen durch eine von „Not und Elend“ geprägte Perspektivlosigkeit und eine Zukunft, vor die sich „ein dichter und aussichtsloser Nebel“ geschoben hat (S. 215, Eintrag vom 2. Feb. 1918). Der Protagonist sieht sich über die langen Jahre des Krieges einer bereits physisch sichtbar auf ihn einwirkenden Spannung ausgesetzt, die ihn aber dennoch an seinem, so die Autor*innen, „starken österreichischen Patriotismus“ festhalten lässt. Den im Krieg anwachsenden radikalen Deutschnationalismus lehnt Haidenthaller nach wie vor ab (S. 31), auch wenn er die damals verbreiteten bürgerlich-antisemitischen Vorstellungen von „jüdischem Geist“ (z. B. S. 139, Eintrag vom 26. Mai 1916) weitgehend unhinterfragt zu teilen scheint.

Aus dem Blickwinkel des universitären Alltags ein in Summe überaus gelungenes Beispiel für forschungsgeleitete Lehre und darüber hinaus ein ebenso klares wie richtungsweisendes Ergebnis einer strukturell wie inhaltlich neu orientierten regionalgeschichtlichen Forschung zum Ersten Weltkrieg.

KURT SCHARR, Innsbruck

ANDREAS MICHELI, „... Heimat, die doch meine Heimat nicht ist ...“ **Der deutsch-jüdische Schriftsteller und Arzt Richard Huldshiner** (Wissenschaftliche Beiträge, Germanistik 9), Tectum Verlag, Baden-Baden 2018. ISBN 978-3-8288-4109-3, 362 S., Abb.

Im Herbst 2019 lief in den Kinos ein französischer Film von Rémi Bezançon: *Der geheime Roman des Monsieur Rick*. Im Zentrum der Erzählung steht eine Bibliothek in der Bretagne, die all jene Werke aufbewahrt, deren Manuskripte es nie an die Öffentlichkeit geschafft haben. Eines davon wird Jahre nach seiner *Ablage* in der Bibliothek der vergessenen Bücher plötzlich zum Bestseller ...

Der aus Bozen stammende Germanist Andreas Micheli stellt sich in der vorliegenden Monographie von Anfang an die berechtigte Frage, warum Schriftsteller und ihr Werke „bedeutungsvoll für die Nachwelt“ (S. 13) sind – oder eben nicht. Selbst aus der mittlerweile am Buchmarkt kaum mehr überblickbaren Masse an Publikationen schaffen es stets nur ganz wenige, über ihre Zeit hinaus im Gedächtnis und in der Wahrnehmung durch die Gesellschaft bestehen zu bleiben. Mitunter liegt es nicht ausschließlich an der Qualität (obwohl das ein Faktor im betreffenden Fall ist), sondern auch am Schreibenden bzw. seiner Herkunft und Sozialisierung.

Leben und Schicksal des hier im Fokus stehenden *Schriftstellers und Arztes* Richard Huldshiner sind zu einem gewissen Teil exemplarisch für das 20. Jahrhundert. Es ist ein oftmals zerrissener, aber bürgerlich weitgehend abgesicherter Lebensalltag zwischen angestrebter Assimilation, Ausgrenzung und der ständigen Suche nach gesellschaftlicher Anerkennung (S. 14). Mehr als symbolisch spiegelt sich das etwa in einer Fotografie der Geschwister Huldshiner (Abb. 4, S. 37) wider, auch wenn Micheli hier nicht näher darauf eingeht. Sie zeigt die Geschwister in *Tiroler Tracht*, die Buben mit besticktem Ranzen und Pfeife. Huldshiner, der seine Sommerfrische fast jedes Jahr in Tirol verbrachte (S. 124), schöpfte viele Charaktere und Landschaften seiner Arbeiten aus diesen Eindrücken und Erfahrungen, aber auch eigenen unerfüllten Sehnsüchten. Einerseits schlug dem Schriftsteller Jahrzehnte später, als Reaktion auf seinen autobiographisch geprägten Roman *Die stille Stadt* (1904), aus der Tiroler Presse in Rezensionen eine von Antisemitismus geprägte, ablehnende Haltung entgegen (S. 177 ff.). Die Besprechungen zu seinem zweiten Roman *Fegefeuer* fielen andererseits positiver aus. Sie schilderten das Werk höflich als lesenswert, für „alle Freunde der herrlichen Sommerfrische in Seis und Umgebung“ (Bozner Zeitung 1902, zit. nach Micheli S. 69).

Insgesamt ist die Quellenlage über Richard Huldshiner dünn (S. 15) und die vergleichsweise wenigen Materialien zu seiner Person sind auf zahlreiche Archive verstreut, die für sich die diversen Lebensstationen des Protagonisten beschreiben. Sie reichen von Marbach über Hamburg, Wien und Innsbruck bis hin nach Kattowitz (S. 22). Das zwingt Micheli zu einer bewusst kritischen Herangehensweise, die in vielem nur Vermutungen zu äußern vermag (S. 28).

Methodisch entschied sich Micheli für einen weitgehend chronologischen, den Lebensstationen Huldshiners folgenden Aufbau der 2017 als Dissertation an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck eingereichten Arbeit. So umfasst die Studie neben einer ausführlichen Einleitung und den Kapiteln 2 bis 4, die sich der Familiengeschichte, seiner Jugend und den Studienjahren widmen, insgesamt 11 Hauptkapitel (5–15). Drei davon (5 – Huldshiner als Dichterarzt; 8 – ... als Zionist; und 13 – ... als Rezensent) sind als Exkurse etwas kürzer, aber im Aufbau vergleichbar.

Micheli nähert sich der schwierigen Biographie behutsam über das Œuvre von Huldshiner. Dementsprechend gestalten sich die Hauptkapitel im Aufbau. Micheli setzt dabei auf die biographische Aussagekraft des Werkes, die in der Studie konsequent herausgearbeitet wird. Kapitel für Kapitel, jeweils im Anschluss an eine kurze biographische Skizze, folgt eine z. T. umfangreiche, manchmal etwas deskriptiv erscheinende Werkanalyse. Aus ihr hebt sich allmählich die Biographie des Protagonisten heraus. Ein vollständiges (?), jedenfalls beachtliches und vom Autor erstmals zusammengestelltes Werkverzeichnis im Anhang (Kapitel 17) trägt wesentlich zur Qualität der vorliegenden Studie bei. Die ebenfalls von Micheli zusammengestellten

und verfassten ausführlichen Besprechungen wie detaillierten Kontextualisierungen zu den einzelnen Arbeiten Huldshiners bieten allein für sich einen ebenso wertvollen wie fundierten Werkzugang. Um die biographische Erzählung, wie sie entlang der Hauptkapitel verläuft, diachron über die im Œuvre angesprochenen Einzelthematiken verschränken zu können, stellt Micheli immer wieder Querbezüge her, indem er auf frühere Arbeiten zurückgreift und sie neu kontextualisiert (z. B. im Exkurs: ... als Zionist, Kapitel 8).

Der Schluss der Monographie ist im Wesentlichen eine Zusammenfassung. Eine vertiefende Diskussion der Ergebnisse wäre hier – gerade beim gewählten Aufbau, der eine fließende Lektüre durch die vielen Direktzitate und Verweise erschwert – gewinnbringend gewesen. Das ist aber wohl auch der spärlichen Quellenlage geschuldet. Schließlich lässt sich nicht nur die Familiengeschichte einer Minderheit in Tirol zwischen „jüdischer Emanzipation“ und „aufkommendem Nationalsozialismus“ anhand von Leben und Werk Richard Huldshiners erzählen. Gerade die vorliegende Analyse (und das nicht nur bezogen auf die Kriegsgeschichten des Autors während des Ersten Weltkrieges) macht es erstmals möglich, einen „eigenen Blickwinkel“ (S. 302) auf die Tiroler Wunsch-Heimat von Richard Huldshiner zu beziehen. Dafür bietet die biographische Studie eine perfekte Ausgangsbasis. Zudem verhilft sie einem aus unterschiedlichen Gründen vergessenen Schriftsteller, aus der Bibliothek der vergessenen Bücher hervorzutreten und damit zugleich zur verdienten Sichtbarkeit in der Nachwelt Tirols wie darüber hinaus. Damit hat der Autor ein wesentliches Ziel erreicht!

KURT SCHARR, Innsbruck

CLAUDIA RAUCHEGGER-FISCHER, **„Sind wir eigentlich schuldig geworden?“ Lebensgeschichtliche Erzählungen von Tiroler Frauen der Bund-Deutscher-Mädel-Generation** (Studien zu Geschichte und Politik 22), StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2018. ISBN 9783706555784, 312 S., Abb., Diagramme.

Claudia Rauchegger-Fischer hat mit ihrer Arbeit über die BDM-Mädel-Generation einen wichtigen Beitrag für die NS-Forschung in Tirol geleistet. Basierend auf der Methode der Oral History geht sie den Fragen nach, wie sich diese Frauen an die NS-Zeit und den „Zusammenbruch“ erinnern, ihre Verstrickung in den Nationalsozialismus im Rückblick interpretieren und auf welche Rechtfertigungsstrategien sie dabei zurückgreifen. Das Sample umfasst insgesamt 30 Frauen, aus Innsbruck, dem Tiroler Unterland (neun) und dem Tiroler Oberland (vier). 13 von ihnen waren BDM-Führerinnen, zehn engagierten sich bereits in der Illegalität in Jugendorganisationen. Das Hauptaugenmerk gilt den ideologisierten Frauen und insbesondere jenen in BDM-Führungspositionen. Sie stammten großteils aus dem Bildungsbürgertum, die Familien gehörten oft bereits vor 1938 dem deutschnationalen Lager und Vereinen wie dem Alpenverein und Turnerbund an. Nach dem Ersten Weltkrieg waren sie häufig mit wirtschaftlichen Problemen konfrontiert und von Abstiegsängsten geplagt. Vor allem jene Frauen, die bereits illegal tätig waren, erlebten den Austrofaschismus als Diktatur, die aber, wie es Hedwig W. im Interview beispielweise ausdrückt, auch „als schrecklich aufregend und spannend“ erinnert wird. In den Erzählungen über die Illegalität schwingt zudem ein großer Stolz auf das damalige oppositionelle Verhalten

mit (S. 103–104). Im „Anschluss“ sahen sie nicht zuletzt die Chance, als Frau aktiv die vielversprechende Zukunft für das deutsche Volk mitgestalten zu können. Interessant wäre hier noch gewesen, ob diese zum Teil sehr ehrgeizigen Frauen in ihrem politischen Engagement aufgrund der NS-Frauenpolitik auch an Grenzen gestoßen sind und wie dies von ihnen gedeutet wird.

Die Befreiung erlebten fast alle Interviewten als „Zusammenbruch“, verbunden mit großen Ängsten vor Vergeltungsmaßnahmen und der drohenden Entnazifizierung. Wie die Studie gut verdeutlicht, versperrt sich nach wie vor der Großteil der Interviewten einer kritischen Auseinandersetzung mit ihrer Verstrickung in den Nationalsozialismus. Vielmehr kommt eine Verachtung gegenüber jenen zum Ausdruck, die sich schnell an die neue Zeit angepasst hätten, zu „Wendehälsen“ und „Überläufern“ geworden seien. Bis zur Jahrtausendwende haben die ehemaligen BDM-Führerinnen in regelmäßigen Treffen ihre Jugendzeit, die sie in guter Erinnerung haben, aufleben lassen, was eine kritische Annäherung an die NS-Zeit wohl kaum zulässt.

Aus wissenschaftlicher Sicht erweisen sich jene Erzählungen als besonders wertvoll, in denen sich Widersprüche zwischen der NS-Ideologie und persönlichen Erfahrungsebenen auftun. Einige Interviewpartnerinnen erinnern sich beispielsweise an die „Halbjüdin“ Gretl Bronneck (ihr Vater war Jude), die mit ihnen das Realgymnasium in der Sillgasse besucht hat und als attraktiv, sportlich und allgemein beliebt beschrieben wird. Die Mädchen setzten sich für ihre Aufnahme in den BDM ein, mussten allerdings zur Kenntnis nehmen, dass dies aufgrund der NS-Rassenpolitik nicht möglich war. Diese Irritation wird in den Erzählungen von einer Entlastungsstrategie überlagert. Gleich mehrere betonen, dass Gretl und selbst ihr Vater ihnen 1945 einen Persilschein ausgestellt hätten und Gretl nach 1945 im Freundeskreis der ehemaligen BDM-Mädel wieder Aufnahme gefunden habe.

Weniger sensibel zeigten sich die Interviewten gegenüber der Verfolgung von anderen jüdischen Mitschülerinnen in ihrer Schule, die als „anders als wir“ oder als „nach Knoblauch riechend“ beschrieben werden. Über ihr plötzliches Verschwinden wird ohne jegliche Empathie berichtet, wobei zum Holocaust eine gewisse Distanz eingenommen wird bzw. man davon nichts gewusst haben will. Einige Interviewpartnerinnen vertreten nach wie vor die Ansicht, dass der Nationalsozialismus die Juden nicht ermorden, sondern, nur „weghaben“ wollte. In den Worten von Gerda W. ausgedrückt, war man der Meinung, „Juden sollten Juden bleiben und wir sollten wir bleiben“. Diese Haltung untermauert sie damit, dass es auch heute nicht richtig sei, dass „du einem Neger genauso um den Hals fällst als wie einem Burschen von uns [...]. Ich meine, es soll jeder seine Eigenart behalten“ (S. 196). Auch Tilli U. kommt die Politik von der „Reinheit der Rassen“ nach wie vor plausibel vor. Während des Interviews hing in ihrem Wohnzimmer noch immer ein großes Hitlerbild, bis 1978 war sie als Lehrerin in einer Berufsschule tätig. Einmal mehr verdeutlicht diese Studie, dass belastete Lehrerinnen nach nur kurzen Unterbrechungen und oft wenig Bereitschaft für eine politische Umorientierung ihre Arbeit fortsetzen konnten.

Claudia Rauchegger-Fischer hat eine der letzten Chancen für Interviews mit ideologisierten BDM-Führerinnen genutzt, die nach wie vor zu ihren Anschauungen stehen, keine Grenzen des Sagbaren kennen und sich selbst durch Suggestivfragen zu keiner Korrektur ihrer Ansichten bewegen lassen. Damit geben sie verstörende, aber gleichzeitig wissenschaftlich wertvolle Einblicke in die Denkstruktur von ehemaligen

BDM-Funktionärinnen. Wünschenswert gewesen wäre ein abschließendes Kapitel, das die zentralen Ergebnisse, wie etwa die unterschiedlichen Denkmuster und Rechtfertigungsstrategien der Interviewten prägnant zusammengefasst und die Ergebnisse in einen größeren Forschungszusammenhang eingeordnet hätte, auch um das Besondere am Tiroler BDM herauszustreichen und den Mehrwert dieser regionalgeschichtlichen Studie zu verdeutlichen.

HELGA EMBACHER, Salzburg

PETER PIRKER, **Codename Brooklyn. Jüdische Agenten im Feindesland. Die Operation Greenup 1945**, Tyrolia, Innsbruck/Wien 2019. ISBN 978-3-7022-3756-1, 367 S., mit zahlr. Abb. und einem Fotoessay von Markus Jenewein.

In Umbruchphasen zerbröseln die große Geschichte offensichtlicher als sonst in kleine Mikroerzählungen. Die letzten Kriegstage 1945 belegen dies gerade im Tiroler Raum sehr eindringlich. So beschränkte sich die Erinnerung an den NS-Widerstand unter der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols lange Zeit auf die Geschichte des *Andreas-Hofer-Bundes*, unter Südtirols Italienern auf den *Comitato di Liberazione Nazionale*. Gesamttiroler Vergleiche vom Zusammenbruch der Operationszone Alpenvorland und des Gaus Tirol-Vorarlberg blieben gleichfalls Stückwerk, weil die Brennergrenze auch Historiker*innen den Blick noch immer ein bisschen verstellt. Besonders erstaunlich ist allerdings, dass die Rolle von US-Soldaten – immerhin in Tirol und Südtirol Hauptakteure der letzten Kriegstage – in der regionalen Erinnerungskultur bis heute fast gar keine Rolle spielt.

Peter Pirker, Historiker am Institut für Staatswissenschaft der Universität Wien, hat die regionale und die US-amerikanische Sicht auf die Ereignisse des Frühjahrs 1945 nun in einem Buch zusammengeführt. Mit seiner Darstellung der *Operation Greenup*, die der amerikanische Geheimdienst OSS seinerzeit in Tirol durchführte, gelingt Pirker nicht weniger als die Offenlegung einer spannenden Agentengeschichte, die gleichzeitig die offizielle Geschichte von der Befreiung Innsbrucks in wesentlichen Aspekten präzisiert: Dass das Kriegsende in Tirols Hauptstadt unblutig verlief, wurde in den ersten Nachkriegsjahren der kleinen Widerstandsgruppe O5 um Österreichs späteren Außenminister Karl Gruber als Verdienst gutgeschrieben. Pirker revidiert diese Zuschreibung sehr eindringlich, indem er auf breiter Quellenbasis nachweist, dass die Widerstandsaktionen der Gruppe um Gruber im Vergleich mit jenen des US-Agenten Fred Mayer relativ bescheiden waren. Der weitaus besser vernetzte Mayer hatte in den Tagen um den 3. Mai 1945 als Gestapo-Häftling in Innsbruck mit Tirols Gauleiter Franz Hofer die kampflose Übergabe der Stadt an die US-Armee ausverhandelt. Karl Gruber sei laut Pirker zu diesem Zeitpunkt indes wenig einflussreich gewesen und „wohl nur deshalb nicht“ von NS-Funktionären verhaftet worden, „weil ihn in Innsbruck noch kaum jemand kannte“ (S. 250). In den USA wiederum hatte Mayers Verhandlungserfolg, der in der Tiroler Geschichtsschreibung jahrzehntelang unterrepräsentiert blieb, die *Operation Greenup* laut Senator Jay Rockefeller zu „einem der erfolgreichsten OSS-Einsätze im Zweiten Weltkrieg überhaupt“ gemacht (S. 11).

Die spürbaren Wahrnehmungsunterschiede im regionalen und transatlantischen Geschichtsbewusstsein rückt Pirker zurecht, indem er US-amerikanische Militär-

akten mit Tiroler Quellen und vorhandenen Forschungsergebnissen zu einer dichten Erzählung verbindet. Aus amerikanischen Dokumenten rekonstruiert er den spektakulären Fallschirmabsprung der drei knapp über zwanzig Jahre alten *Greenup*-Agenten Fred Mayer, Hans Wijnberg und Franz Weber Ende Februar 1945 am Sulztaler Ferner. Mit lokalhistorischen Quellen erhellt Pirker anschließend, wie die drei in Oberperfuss, der Heimatgemeinde Webers, zwei Monate lang unter stiller Mithilfe von Teilen der Dorfbevölkerung Unterschlupf fanden. Bedeutend ist in diesem Zusammenhang Pirkers Nachweis, dass essenzielle Hilfestellungen für die US-Agenten von Tiroler Frauen wie Anna Niederkircher, Maria Hörtnagl, Margarethe Kelderer und Eva Weber kamen. Unter Lebensgefahr gewährten sie den Agenten Unterschlupf und übernahmen Kurierdienste. Fred Mayer würdigte den weiblichen Widerstand später mit den Worten: „Die Einzigen, denen man wirklich trauen konnte, waren die Frauen, die waren stur wie Eisen“ (S. 30).

Mit der geglückten Unterbringung seiner Gefährten hatte der Wehrmachtsdeserteur Weber seine Hauptaufgabe im Rahmen der *Operation Greenup* im Wesentlichen erfüllt; für Fred Mayer, den Kopf der Agentengruppe, begann sie erst. Bereits in den ersten Tagen nach der Ankunft in Oberperfuss knüpfte er über den Bekanntenkreis Webers Kontakte zu potenziellen Widerständlern, die Mayer unter der Zivilbevölkerung und den Zwangsarbeitern in Oberperfuss, später auch unter Innsbrucker Eisenbahnern, Deserteuren, Wehrmattsangehörigen bis hin zu Kriminal- und Polizeibeamten ausfindig machte (S. 216 f.).

Bemerkenswert erscheint in Pirkers quellengesättigter Darstellung Mayers enorme Risikobereitschaft. Mit NS-Uniform und gefälschten Papieren kundschaftete der speziell für derartige Einsätze geschulte Agent militärisch relevante Informationen aus und hatte dabei sogar „die Chuzpe, abends ins Kino zu gehen, Ausflüge in die Umgebung zu machen und das Offizierskasino in Innsbruck zu besuchen“ (S. 186).

Inhaltlich interessierte sich Mayer anfangs für die örtliche Truppenstärke der Wehrmacht und bestätigte in einem seiner ersten Berichte sogleich den Eindruck, den die Alliierten laut Pirker zu Jahresbeginn 1945 bereits hatten: „Vom Aufbau einer regelrechten ‚Alpenfestung‘ in und um Tirol konnte nicht die Rede sein“ (S. 191). Spätere Informationen, die der Funker Wijnberg in insgesamt mehr als 60 kodierte Funksprüche an die OSS-Basis in Bari übermittelte (in denen Innsbruck den Codenamen *Brooklyn* trug), betrafen den Waffennachschub an die Italienfront. Mayers diesbezügliche Informationen dienten dem US-Militär, um die Bombardierungen der Bahnlinien präziser zu planen.

Der Abwurf von Waffen für aufständische Deserteure und Zwangsarbeiter, wie ihn Mayer Anfang April 1945 vom alliierten Kommando in Italien gefordert hatte, erfolgte nicht. Laut Pirker sprach einerseits die amerikanische Kriegsplanung dagegen, zumal ein breites Vorrücken über die norditalienische Front für die US-Soldaten geringere Gefahren barg. Andererseits hatte es vonseiten der einheimischen Bevölkerung „1944 und in den ersten Monaten 1945 zu wenig sichtbare Widerstandsaktivitäten und Kontaktaufnahmen mit SOE und OSS gegeben. Eine organisierte Widerstandsbewegung in Österreich war nicht in Sicht“ (S. 206).

Dass letztlich auch die brutale Spionageabwehr und Unterdrückungsmaschinerie der Nationalsozialisten das Aufkommen breiterer Widerstandsaktivitäten unterband, verdeutlicht Pirkers Darstellung der Enttarnung Fred Mayers im Umfeld der Innsbrucker Widerstandsgruppe um Robert Moser. Anders als Moser, den NS-Schergen

in Gestapo-Haft brutal zu Tode prügeln, bewahrten Mayer seine Kontakte zu den Alliierten vor dem Äußersten. Mit Blick auf das unmittelbar bevorstehende Kriegsende wurde er zum wertvollen Faustpfand, weshalb die Gauleitung nach Gestapo-Verhören die direkte Verbindung zu ihm suchte.

Wie Pirker detailgetreu rekonstruiert, trat Gauleiter Franz Hofer mit Fred Mayer am 26. April in direkte Gespräche. Mayer „berichtete später, dass er Hofer zugesichert habe, ihn und seinen Stab wie kriegsgefangene Offiziere zu behandeln, falls Tiroler Gebiet und Innsbruck ohne Kampf [...] übergeben wird“ (S. 262). Am 3. Mai sorgte Fred Mayer schließlich persönlich für die Übergabe Hofers an die anrückende US-Armee, womit laut Pirker der Angriff auf Innsbruck abgewendet war. Im Namen des Österreichischen Widerstands besetzten einige Dutzend Männer zeitgleich wichtige Gebäude in Innsbruck und kamen der einrückenden US-Armee damit kurz zuvor (S. 268 und 270).

Den Umstand, dass der *Operation Greenup* im Nachkriegstirol lange Zeit keine große Aufmerksamkeit geschenkt wurde, führt Pirker auf zwei Ursachen zurück. Mayer und Wijnberg waren jüdische Emigranten aus Deutschland beziehungsweise den Niederlanden, die dem Typus eines „anständigen“ Tiroler Widerständlers, wie ihn Karl Gruber im biedereren Nachkriegsösterreich verkörperte, nicht entsprechen konnten. Franz Weber zählte als Wehrmachtsdeserteur wiederum zu einer Gruppe, von der nach 1945 die meisten schwiegen, um von ihren Landsleuten nicht als Verräter abgestempelt zu werden. Pirker geht in diesem Zusammenhang auch auf das Verschwinden des einstigen Gauleiters Franz Hofer ein, der sich 1948 durch Flucht seiner Bestrafung entzog. Unter den Vorzeichen des Kalten Krieges schließt Pirker in diesem Zusammenhang eine Mithilfe „amerikanischer Kreise“ nicht aus (S. 288).

Auch wenn diese allerletzte Detailfrage in Ermangelung von Quellen unbeantwortet bleiben muss, ist Peter Pirker mit *Codename Brooklyn* der große Wurf gelungen. Seine Arbeit überzeugt durch beeindruckende Quellendichte, durchgehend plausible Interpretationen und eine gelungene Dramaturgie. Sieben Jahrzehnte nach den einschneidenden Ereignissen bringt Pirker die Atmosphäre der letzten Kriegstage, die Leistungen der drei Agenten der *Operation Greenup*, aber auch die ihrer lokalen Helferinnen und Helfer eindringlich ans Licht. Die lesefreundliche Gestaltung des Bandes mit zahlreichen Kartendarstellungen, Originalfotos und einigen rückblickenden Fotoaufnahmen auf Orte des Geschehens ist eine Einladung an ein breites Lesepublikum, das sie hoffentlich annimmt.

JOACHIM GATTERER, Brixen

HANS HEISS / STEFAN LECHNER, **Erich Amonn. Bürger, Unternehmer, Politiker 1896–1970. Ein Porträt**, Edition Raetia, Bozen 2019. ISBN 978-88-7283-693-4, 462 S., zahlr. Abb.

Politische Geschichte kommt nicht ohne Biografien aus. Sie geben Epochen, Territorien, abstrakten Ideologien ein Gesicht. Südtiroler Politikgeschichte über (Auto-)Biografien bedeutender Regionalpolitiker zu erschließen, wie es der Bozner Verlag *Edition Raetia* seit Jahren unternimmt, ist daher sehr sinnvoll, sofern nicht der Tendenz nachgegeben wird, den Einfluss des Einzelnen auf den Lauf der Geschichte zu überschätzen. Hans Heiss und Stefan Lechner verirren sich glücklicherweise nicht in

diese Richtung. Ihr Porträt Erich Amonns veranschaulicht vielmehr, wie sich über biografische Forschung ein breites Themenspektrum auffächern lässt, das im vorliegenden Band Wirtschafts-, Ideologie-, Landes- und Epochen Geschichte gewinnbringend miteinander verbindet.

Den Mangel an biografischen Quellen, auf den die Autoren im Vorwort hinweisen, nutzen sie als Chance, um das Leben Amonns intensiv in seine sozialen und historischen Kontexte einzubetten. Diesbezüglich beeindruckt vor allem das erste der insgesamt sieben Großkapitel, zeigt es die Jugendjahre Amonns im späthabsburgischen Bozen der Jahre 1896–1918 doch in opulentem Detailreichtum. Als Spross einer weit verzweigten Handelsfamilie, deren Aufstieg ins städtische Bürgertum bereits im 18. Jahrhundert begonnen hatte, scheint Amonns Unternehmerkarriere zwar vorgezeichnet; im deutschnational durchtränkten Flair der *Belle Époque* eröffneten sich dem Heranwachsenden aber auch Nebenschauplätze wie jener der Literatur. Noch in Leipziger Studienjahren bewegte sich Amonn mit Hingabe auf diesem Terrain, bis Fronterfahrungen, italienische Gefangenschaft und die karge Realität der Nachkriegsjahre jugendliche Schwärmereien nebst Studium der Handelswissenschaften vorzeitig beendeten.

In den 1920er-Jahren übernahm Amonn gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Walther schrittweise die Leitung der familieneigenen Unternehmungen, die sich bereits damals auf den Märkten für Lebensmittel, Farben und Papier entfalteten. Auch hier arbeiten Heiss und Lechner heraus, wie Amonns Entscheidungen mit den Zeitumständen in Wechselwirkung standen. So förderte etwa Mussolinis Autarkiepolitik die italienische Landwirtschaft, was sich auf Amonns Geschäfte mit Pflanzenschutzmitteln positiv auswirkte. Risikobereitschaft bewiesen die Amonn-Brüder 1932 mit ihrem Einstieg in die Toblacher Radiofabrik *Unda* – dies sowohl in wirtschaftlicher als auch in gesellschaftlicher Hinsicht, traten sie auf dem Gebiet der *neuen Medien* doch in ein heikles Naheverhältnis zum Regime Mussolinis, zumal *Unda* mit *Radio Balilla* das Gegenstück zum nationalsozialistischen *Volksempfänger* produzierte.

Im Spannungsfeld zwischen bürgerlichen Werten und unternehmerischen Verpflichtungen machen die Autoren weitere Ansbuchmomente für Amonns politischen Werdegang deutlich. Der familiäre Background und die altösterreichische Sozialisation stimulierten in den 1920er-Jahren Kontakte zu den Honoratioren des Deutschen Verbandes, jener Partei, der sich der liberal-deutschnational gesinnte Jungunternehmer zugehörig fühlte. Über den aufsteigenden Nationalsozialismus urteilte Amonn im April 1933 noch ambivalent: „Neben bedauerlichen Entgleisungen, die Judenfrage betreffend, ist jedenfalls etwas Großes geschaffen worden: die wirkliche Einheit des deutschen [sic] Reiches und zwar in einer Form[,] die meines Erachtens auch wirklich dem deutschen Geiste entspricht“ (S. 130).

In Opposition zum Nazismus stellte sich Amonn erst, als sich 1939 das Umsiedlungsabkommen für Südtirol abzeichnete, doch steuerte er als Teil des konspirativen Zirkels der *Dableiber* zu keinem Zeitpunkt auf gewalttätige Konfrontation. Wie Heiss und Lechner detailliert offenlegen, hielt Amonn nicht nur zu den Alliierten und dem italienischen Widerstand, sondern auch zu örtlichen Nationalsozialisten bis in die letzten Kriegstage Kontakt. 1940 war er als Teilnehmer einer Südtiroler *Dableiber*-Delegation auch nach Rom gereist, um im Rahmen einer Audienz bei Mussolini eine Aufweichung des Optionsabkommens zu erbitten.

Zur politischen Führungsfigur der antinazistischen Südtiroler avancierte Amonn ab 1944 – wie Heiss und Lechner anmerken, allerdings auch aus „Mangel an personellen Alternativen“ (S. 197). Profiliertere Persönlichkeiten befanden sich in den letzten Kriegsmonaten im Exil (Michael Gamper), standen unter Polizeiaufsicht (Paul von Sternbach), durchlitten KZ-Haft (Friedl Volgger) oder waren als NS-Funktionäre kompromittiert (Karl Tinzl). Dennoch hebt das vorliegende Porträt zu Recht Amonns Verdienste um den weitgehend gewaltfreien Übergang von der Diktatur zur Demokratie hervor. Seinem Wesen nach ein Vermittler, erreichte Amonn als Gründer und erster Obmann wenige Wochen nach Kriegsende die Anerkennung der Südtiroler Volkspartei (SVP) durch die Alliierten, ebenso die politische Sammlung der Südtiroler*innen im Zeichen der Einheitspartei – allerdings befördert durch das allzu rasche Zuschütten der Gräben zwischen *Dableibern* und *Optanten*.

Brisanz birgt die politische Biografie Amonns vor allem deshalb, weil ein wesentlicher Teil auf der dunklen Seite der SVP-Erfolgsgeschichte geschrieben steht. Bereits nach wenigen Jahren geriet der erste Parteiobmann in den eigenen Reihen ins Hintertreffen. Sein Engagement für die Rückerlangung der italienischen Staatsbürgerschaft für Optant*innen und das Erreichen der ersten, wenn auch unvollkommenen Regionalautonomie wurde ihm bei den ersten Wahlen 1948 nur mit einem Regional- und Landtagsmandat vergütet, nicht mit einem Regierungsamt. Überdies ist die Erinnerung an Amonn schambehaftet, weil seinem 1952 vollzogenen Rückzug aus Regionalrat und Landtag 1957 die unerwartete Abwahl aus dem SVP-Parteiausschuss folgte, was stilistisch einem Rauswurf gleichkam.

Gerade an diesem neuralgischen Punkt bewahren Hans Heiss und Stefan Lechner die Würde des Porträtierten, weil sie seine persönliche Niederlage nicht als Steilvorlage für einen historiographischen Racheakt nutzen. In einer bemerkenswerten Analyse der Südtirolpolitik der 1950er-Jahre zeigen sie vielmehr, welche Triebkräfte zum Führungswechsel in der SVP führten, der in der Abwahl Amonns ebenso stilllos wie symbolträchtig gipfelte. So hatte Amonns konziliante Politik, die trotz der offenen Vertrauensbrüche weiterhin unbeirrt auf das Wohlwollen der italienischen Regierung vertraute, nach Inkrafttreten des Ersten Autonomiestatuts 1948 nur mehr wenige Erfolge vorzuweisen und war an der Parteibasis nicht mehr mehrheitsfähig. Hinzu kam der anstehende Generationenwechsel, wobei die nachrückenden Alfons Benedikter, Hans Dietl und Silvius Magnago auf die stärkere Einbeziehung der ländlichen Bevölkerungsmehrheit bauten, während Amonn in Arbeitsweise wie Stil eine Minderheit städtischer Honoratioren alter Schule verkörperte.

Der weite Bogen, den Heiss und Lechner auch im Schlussteil ihres Buchs schlagen, liefert abermals reichlich Bonusmaterial. Amonns Beteiligung an der Sammlung der abgewählten SVP-Führungsriege unter dem Schlagwort *Aufbau* und seine Unterstützung des Dissidenten Josef Raffener, der als Kopf der *Tiroler Heimatpartei* gegen die SVP in den Ring stieg, weitet sich streckenweise zu einer Geschichte des liberalen Lagers. Ähnlich der Südtiroler Sozialdemokratie konnte sich diese ideologische Strömung nur phasenweise organisieren, weshalb sie von der regionalen Geschichtsschreibung bisher weitgehend übersehen wurde. Wie die Autoren abschließend feststellen, trug auch die Entwicklung innerhalb der SVP zum historischen Vergessen bei: „Das markante Defizit an Liberalität, die man mit dem Gründer [Erich Amonn] und seinesgleichen abwarf, wurde lange überspielt, bis das Manko die Partei in jüngster Zeit massiv einholte“ (S. 409).

Versöhnlich endet das biografische Porträt dennoch, weil Amonn zwar als Politiker an der Hofübergabe scheiterte, nicht jedoch als Unternehmer. Seine Söhne Christoph und Ander führten die verschiedenen Unternehmenssparten ab den 1960er-Jahren erfolgreich weiter. Letzterer schrieb mit dem regionalen Aufbau der Handelskette DESPAR sogar eine beachtliche Erfolgsgeschichte. Indem Heiss und Lechner diese beruflichen und familiären Aspekte an keiner Stelle der politischen Laufbahn Amonns unterordnen, gelingt ihnen in Summe ein stimmiges Personenporträt von beachtlicher Plastizität. Es ist regionalgeschichtlich Interessierten als kurzweilige Lektüre, biographisch forschenden Historiker*innen als Blaupause zu empfehlen.

JOACHIM GATTERER, Brixen

THOMAS JEHL, **Die auswärtige Kulturpolitik des Freistaates Bayern 1945–1978** (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 170), C. H. Beck, München 2018. ISBN 978-3-406-10785-6, XII und 568 S.

Zum Selbstverständnis des Freistaates Bayern gehört es offensichtlich, auch mit ausländischen Institutionen inoffizielle und offizielle Beziehungen zu pflegen, und dies nicht unbedingt in Absprache oder gar mit Erlaubnis der entsprechenden Einrichtungen der Bundesrepublik Deutschland. Diese Kontakte, verstanden auch als ein bewusstes Instrument des Föderalismus, betreffen politische, wirtschaftliche und auch kulturelle Angelegenheiten. Dem letzten Aspekt ist der vorliegende Band gewidmet, dessen Anzeige in dieser Zeitschrift deshalb angebracht ist, weil ein eigener Abschnitt auch dem Engagement der bayerischen Regierung und einzelner ihr angehörender Personen in Bezug auf *Südtirol* gewidmet ist. Das Kapitel *Die bayerische Kulturhilfe für Südtirol* umfasst immerhin an die 30 Seiten. Dabei wird etwa auf den namhaften Betrag verwiesen, den der bayerische Staat 1973 zur Renovierung von Neustift bei Brixen zur Verfügung gestellt hat – quasi als Wiedergutmachung für die Schäden aus der Zeit der Säkularisation dieser Einrichtung am Beginn des 19. Jahrhunderts. Genaueres erfährt man auch über das Engagement der „bayerischen Zivilgesellschaft“ für Südtiroler Belange. Derartige Initiativen kamen aus sehr verschiedenen politischen Lagern und betrafen auch ganz verschiedene Bereiche südlich des Brenners. Zum Teil standen hinter solchen Einrichtungen rechtsextreme Gruppierungen, die nicht zuletzt auch wegen interner Probleme nur kurzfristig tätig wurden. Am meisten Bedeutung erlangten das *Kulturwerk für Südtirol* und die *Stille Hilfe für Südtirol*. An der Spitze dieser Institutionen standen profilierte bayerische Persönlichkeiten, darunter auch führende Politiker. Die Staatskanzlei in München lehnte zwar eine direkte finanzielle Unterstützung dieser Initiativen ab. Doch die bewilligte Erlaubnis zur Sammlung von Hilfsgeldern erbrachte ganz beträchtliche Mittel, die in enger Zusammenarbeit mit der Südtiroler Volkspartei zum Bau von Schulen, Kindergärten, Lehrlingsheimen und für notleidende Bergbauern verwendet wurden. Insbesondere das *Kulturwerk* geriet aber alsbald in die Kritik der italienischen Presse, die hinter diesem Verein Verbindungen zu den damals aktiven „Freiheitskämpfern“ vermutete. Derartige Zusammenhänge konnte Jehle bei seinen umfangreichen Archivrecherchen in München und Bozen zwar nicht feststellen. Allerdings gibt es Indizien, die auf Überschneidungen hinweisen. Sogar das Innenministerium in Bonn äußerte den

Verdacht, dass im Kulturwerk auch „Elemente der äußersten Rechten, Neonazisten und Pangermanisten“ zu finden seien – was von Münchener Regierungsstellen nicht bestätigt wurde. Aber auch offizielle italienische Organe mutmaßten, dass die „Terroristen“ Unterstützung und Rückhalt in Bayern genossen. Während das *Kulturwerk* mit Silvius Magnago und Funktionären der Südtiroler Volkspartei in engem Kontakt stand, bildete für die *Stille Hilfe für Südtirol*, eine 1963 gegründete, betont unpolitisch und überparteilich ausgerichtete Abspaltung des *Kulturwerkes*, das private Südtiroler Kulturinstitut in Bozen unter der Leitung von Anton Zelger die Anlaufstelle für die Verteilung von sehr ansehnlichen Summen, die man in Deutschland gesammelt hatte. Finanziert wurden wiederum Kindergärten, Jugendheime und vielfache Maßnahmen zur Unterstützung notleidender Bergbauern. Neben diesen privaten Initiativen transferierten aber auch namhafte Mitglieder der bayerischen Staatsregierung aus ihren Verfügungsmitteln beträchtliche Beträge nach Südtirol, die, koordiniert durch die *Stille Hilfe*, zumeist über das Südtiroler Kulturinstitut für den Bau oder Erhalt diverser kultureller Einrichtungen im Land Verwendung fanden. Auf diese Weise entwickelte sich eine enge Verbindung zwischen der Staatskanzlei in München und den privaten Institutionen. Schlüsselfigur war dabei der bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel, der größte Sympathien für das Land südlich des Brenners und seine deutschsprachigen Bewohner hegte, und den eine enge Freundschaft mit Silvius Magnago und Anton Zelger verband. Die bayerische Staatsregierung unterstützte zudem offiziell Gastspiele staatlicher bayerischer Ensembles in Bozen, die dort auf ein reges Interesse stießen.

Da die 1972 gegründete Arge Alp grundsätzlich als eine Möglichkeit der Kontaktaufnahme zwischen Nachbarregionen abseits der offiziellen staatlichen Organe konzipiert war, bieten auch die Ausführungen Jehles über diese Einrichtung zahlreiche Hinweise auf die Zusammenarbeit zwischen München, Innsbruck und Bozen. Dabei lag zwar der Schwerpunkt der gemeinsamen Interessen im Bereich der Wirtschaft, insbesondere des Verkehrs. Aber auch kulturelle Angelegenheiten zählen zu den Agenden zahlreicher Tagungen verschiedener Gremien. Nicht alle einschlägigen Anregungen fanden allgemeine Zustimmung. Immerhin einigte man sich darauf, dass den Geschichtswissenschaften bei der Erforschung des „Geistigen Gemeinschaftsbewusstseins“ in den Alpenländern eine hervorragende Bedeutung zukomme. Wohl am meisten konkrete Ergebnisse zeitigte in diesem Bereich die Zusammenarbeit der Archive in den Ländern der Arge Alp.

Zusammenfassend: Die „Tirol-Bezüge“ in der Publikation vermitteln, fußend auf umfangreichem ungedruckten Material, eine bemerkenswerte Zahl neuer Einblicke in Entwicklungen der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts, vor allem südlich und in geringerem Maße auch nördlich des Brenners.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

HORST SCHREIBER, **Gedächtnislandschaft Tirol. Zeichen der Erinnerung an Widerstand, Verfolgung und Befreiung 1938–1945** (Studien zu Geschichte und Politik 24), StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2019. ISBN: 978-3-7065-5490-9, 436 S., zahlr. Abb. und Diagramme.

1987 erfolgte in Deutschland erstmals der Versuch einer Erfassung jener Orte, an denen der Opfer von NS-Verbrechen gedacht wird; es folgte eine Überarbeitung inkl. Erweiterung um die sogenannten neuen Bundesländer. Ein gleichwertiges Nachfolgeprojekt für Österreich fehlt bislang. Wie ein solches aussehen könnte, zeigt Horst Schreiber im vorliegenden Buch zur Gedächtnislandschaft in Tirol.

Der über 400 Seiten umfassende Band bietet zunächst eine quantitativ-orientierte Analyse der Tiroler Gedächtnislandschaft, anschließend einen Teil zu Gräbern für Kriegsgefangene sowie Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter und schließlich eine nach Gemeinden gegliederte Dokumentation zu 201 Orten des Gedenkens in 53 Gemeinden. Dieser letzte und umfangreichste Teil des Buches eignet sich als Nachschlagewerk und kann dazu beitragen, die Aufmerksamkeit (nicht nur, aber insbesondere) der heute in Tirol lebenden oder arbeitenden Bevölkerung für die im Alltag oft unsichtbaren Gedenkzeichen zu erhöhen. Geboten werden neben einer umfangreichen Farbabbildung eine Rekonstruktion der Schicksale der vom NS-Regime verfolgten oder ermordeten Menschen bzw. Personengruppen sowie in den meisten Fällen auch eine kurze Entstehungsgeschichte des Gedenkzeichens, wobei im Zentrum steht, wer sich für dieses einsetzte.

Diese Gesamterhebung basiert auf umfangreichen Recherchen: Neben gedruckter Literatur, Internetpublikationen, Zeitungen und Archivquellen setzte der Autor auf zahlreiche Auskünfte per E-Mail, womit wesentliche Wissenslücken geschlossen werden konnten. Auch wenn nicht alle Gemeinden auf entsprechende Anfragen reagierten, entstand auf dieser Basis eine sonst für kein anderes Bundesland zur Verfügung stehende, detailreiche Übersicht. Die Texte zu den einzelnen Gedenkzeichen sind in Länge und Stil an ein breites Zielpublikum gerichtet, während die Belege in den Endnoten eine wissenschaftliche Überprüfung ermöglichen. Die präsentierten Geschichten von Verfolgung und Widerstand laden so zu einer neuen Betrachtung der mit vielfältigen Klischees behafteten Tiroler Landesgeschichte rund um Kaiser Maximilian I. und Andreas Hofer ein.

Für Außenstehende sowie für einen nationalen und internationalen Vergleich sind dennoch die Analysen im ersten Teil bedeutsamer. Hier zeigt sich, dass die Entwicklung der Gedenkkultur zum Nationalsozialismus in Tirol seit 1945 mit jener im übrigen Österreich und auch in Deutschland vergleichbar ist: Nach der Errichtung einiger weniger Gedenkortsteine noch in den 1940er-Jahren folgten drei Jahrzehnte mit jeweils deutlich unter zehn neuen Erinnerungszeichen. Erst ab den 1980er-Jahren wurde die Gedenkstättenlandschaft dichter und vielfältiger, was insbesondere mit dem nationalen und internationalen Diskurs wie dem Generationenwandel zusammenhängt. Die umfangreichen Recherchen von Schreiber zeigen jedoch, dass es nach wie vor Lücken im Tiroler Gedenken gibt: So wird beispielsweise des im KZ Dachau ermordeten Pfarrers Felix Gredler nur in Salzburg gedacht, nicht in seiner Heimatgemeinde Mayrhofen – hier erschließt sich sein Schicksal nur aus dem Grabstein, auf dem der Sterbeort Dachau angegeben ist, und einer kleinen Tafel beim Urnengrab (S. 28 f.).

Dies erstaunt auch deshalb, weil der Autor mit seiner quantitativen Ausrichtung zeigen konnte, dass Geistlicher verhältnismäßig häufig gedacht wird. Mit den meisten Zeichen wird des Widerstands gedacht, wobei die Tätigkeit der katholisch-konservativen Opposition im Zentrum steht. Zahlreicher Opfer der NS-Militärjustiz wird hingegen nicht gedacht oder deren Namen finden sich auf Kriegerdenkmälern. Wie der Fall von Georg Fankhauser zeigt, der zusammen mit Hermann Jenewein wegen „Feigheit vor dem Feind“ zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, bemühen sich Nachfahren teilweise vergeblich um eine Korrektur von Gedenkzeichen (S. 62). Die Publikation macht außerdem deutlich, dass Frauen in der Tiroler Gedächtnislandschaft stark unterrepräsentiert sind – nur 8 % aller Gedenkzeichen sind Frauen gewidmet (S. 21).

Auch die räumliche Verteilung der Gedenkzeichen ist aufschlussreich: Wenig überraschend finden sich mit Abstand die meisten in Innsbruck, wohingegen Kitzbühel laut Schreiber als „erinnerungspolitisches Niemandsland“ (S. 26) zu charakterisieren ist. Es bleibt abzuwarten, ob das Werk in den folgenden Jahren in jenen Gemeinden, in denen derzeit noch wenig oder gar nicht der Personen oder Gruppen gedacht wird, die vom NS-Regime verfolgt wurden, einen gesellschaftlichen Diskurs auslösen kann, sich mit dieser Zeit und den Opfern näher zu befassen und dieser auch im öffentlichen Raum zu gedenken. Im Falle der vorliegenden Publikation wäre es daher wünschenswert, wenn sie bald veraltet und überarbeitet bzw. ergänzt werden muss. In der Zwischenzeit ist sie jedenfalls als wertvolles Standardwerk anzusehen, das Vorbild für ähnliche Projekte in anderen Bundesländern sein sollte.

ANDREA BRAIT, Innsbruck

BRIGITTE MAZOHL / ROLF STEININGER, **Geschichte Südtirols**, Verlag C. H. Beck, München 2020. ISBN 978-3-406-73412-0, 280 S., 6 Karten.

Die *Geschichte Südtirols* beleuchtet die heutige italienische Region Trentino-Südtirol als historischen Raum von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. Mit Brigitte Mazohl und Rolf Steininger sind zwei ausgewiesene Kapazitäten für das Thema am Werk. Das Buch bietet in seiner Einleitung (S. 7–10) einen begriffsgeschichtlichen Abriss zu den Bezeichnungen *Südtirol* und *Tirol*. Damit wird schon auf den ersten Seiten der Publikation deutlich, dass der geographische Raum, den die Region heute umfasst, als Geschichtsraum besprochen wird, der im Laufe der Zeit von verschiedenen politischen Ereignissen sowie wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Prozessen geprägt wurde.

Die Ziele des Buches sind dem Autor und der Autorin zufolge, „die Jahrhunderte übergreifende Geschichte in all ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden, mit ihrer friedlichen Koexistenz und ihren Konflikten [...] ins Bewusstsein [zu] rufen“ sowie den „moderne[n] Nationalitätenhader“ als ein zeitbedingtes Phänomen zu begreifen, „das angesichts der gegenwärtigen globalen Krisen auch wieder an die Vergangenheit zurückgegeben werden könnte“ (S. 268). Dazu durchwandern Brigitte Mazohl (Verfasserin der Kapitel eins bis zwölf, in Zusammenarbeit mit Alexander Piff) und Rolf Steininger (Verfasser der Kapitel dreizehn bis fünfzehn) die facettenreiche Geschichte *Südtirols*. Für die Darstellung der Geschichte verknüpfen die Autorin und der Autor

das Narrativ einer Ereignis- und Personengeschichte mit dem Narrativ einer Sozial- und Kulturgeschichte. Die für eine „Geschichte Südtirols“ bedeutenden Personen werden ebenso besprochen wie wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklungen (z. B. die Einführung der Post, S. 131–134). Neben Beschreibungen der Verhältnisse im historischen Raum *Südtirol*, wie etwa den Auswirkungen der sogenannten Beulenpest von 1347 (S. 89–93), werden auch immer wieder Ausblicke auf den gesamteuropäischen oder globalen Raum geboten, so etwa die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus im Jahre 1492 (S. 175–176). Dadurch wird die Regionalgeschichte mit der Weltgeschichte verknüpft. Punktuell wird auch die Nützlichkeit aktueller geschichtstheoretischer Ansätze angeführt. So wird im Zusammenhang mit der Schlacht von Spinges (1. April 1797) auf die neuen Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte hingewiesen, die die Kriegsbeteiligung der Frauen in diesem Gefecht umfassend historisch sichtbar machten (S. 185).

Die Kapiteleinteilungen sind wohlüberlegt, die Überschriften dazu gut gewählt. Jedes Kapitel markiert eine historische Zäsur: *Grenzenloser Alpenraum* (S. 11–18) / *An der Peripherie des Imperium Romanum* (S. 19–28) / *Unter wechselnden Herrschaften: Wem „gehört“ der südliche Alpenraum?* (S. 29–40) / *Zwischen Kaisern und Päpsten: Die Bischöfe als weltliche Herrschaftsträger* (S. 41–53) / *Eines Fürsten Traum: Die Landwerdung Tirols* (S. 55–73) / *Unter Habsburgs Szepter: Tirol wird „österreichisch“* (S. 75–93) / *Zwischen Fürstbischöfen und Ständen: Die Festigung der landesfürstlichen Macht* (S. 95–113) / *An der Schwelle zur Neuzeit: Im Zentrum und am Rande der „großen Politik“* (S. 115–134) / *Heiliges Land? Die Zeit der Gegenreformation* (S. 135–153) / *Am südlichen Rand der „Monarchia Austriaca“* (S. 155–169) / *Reform und Widerstand* (S. 171–192) / *„Deutsche“ und „italienische“ Nation als verfeindete Nachbarn* (S. 193–217) / *Der Erste Weltkrieg und die Teilung Tirols* (S. 219–231) / *Faschismus und Nationalsozialismus* (S. 233–248) / *Der schwierige Weg zur Autonomie* (S. 249–264). In *Gegenwart und Ausblick* (S. 265–268) werden die historischen Ausführungen mit aktuellen gesellschaftspolitischen Herausforderungen, Stichwort „Nationalitätenhader“, diskursiv verbunden (S. 266–268). Am Ende der Publikation finden sich eine Bibliographie, die eine Auswahl an Literatur zum Thema darstellt (S. 269–274), ein sehr detailliertes Personenregister (S. 275–280) sowie sechs historische Karten aus der Hand von Peter Palm.

Die *Geschichte Südtirols* ist anregend geschrieben und richtet sich an eine interessierte Öffentlichkeit. Für die Wissenschaft etwas ungewöhnlich ist der Verzicht auf Anmerkungen und auf konkrete Literaturverweise. Punktuell wird zwar auf wichtige Forschungsliteratur hingewiesen, jedoch ohne direkte Angaben im Text. So geht etwa aus der Einleitung hervor, dass das vierbändige Handbuch zur *Geschichte des Landes Tirol* (publiziert in den Jahren 1985 bis 1988) eine wichtige Basis für die Auseinandersetzung mit der Geschichte Tirols und Südtirols sei (S. 10), die direkten Verweise darauf fehlen aber im Text. Diese Vorgehensweise schmälert jedoch keinesfalls die *große Erzählung*, die in diesem Buch geboten wird.

KORDULA SCHNEGG, Innsbruck

SEBASTIAN DE PRETTO, **Im Kampf um Geschichte(n). Erinnerungsorte des Abessinienkriegs in Südtirol** (Formen der Erinnerung 71), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2020. ISBN 978-3-8471-1108-5, 383 S., 8 Abb.

Im Zusammenhang mit der *Black Lives Matter*-Bewegung im Frühjahr 2020 setzte vielerorts eine Diskussion über Denkmäler von Personen ein, denen Rassismus vorgeworfen wird. In den USA wurde die Entfernung von Statuen von Generälen der Südstaaten aus dem amerikanischen Bürgerkrieg gefordert, im britischen Bristol das 1895 errichtete Standbild von Edward Colston vom Sockel gestürzt. Er war ein Wohltäter der Stadt, hatte sein Geld aber mit Sklavenhandel verdient.

Auch in Südtirol gab es Reaktionen: Die patriotische Süd-Tiroler Freiheit (STF) forderte die Beseitigung von Denkmälern und die Umbenennung von Straßen, die an den 1935 begonnenen verbrecherischen Krieg Italiens gegen Abessinien erinnern. „Es ist eine Schande, dass die Landespolitik bis heute akzeptiert, dass derartige Relikte in Süd-Tirol stehen dürfen“, erklärte der Landtagsabgeordnete Sven Knoll. Und weiter: „Wenn in diesen Tagen auch in Süd-Tirol gegen den latenten Rassismus gegen die schwarzafrikanische Bevölkerung protestiert wird, erscheint es scheinheilig, sich nicht auch mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen und die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen.“ (Die Süd-Tiroler Freiheit nimmt die aktuelle „Black Lives matter“-Debatte zum Anlass, um im Landtag die Entfernung der faschistischen Relikte in Südtirol zu fordern, in: Die Neue Südtiroler Tageszeitung, online, 30. 6. 2020.)

Im hier zu besprechenden Buch des Schweizer Historikers Sebastian De Pretto geht es genau darum: Er untersucht die öffentliche Auseinandersetzung mit dem italienischen Abessinienkrieg in Südtirol seit den späten 1930er-Jahren, und nach der Lektüre wird verständlich, dass die STF-Forderung der Schleifung von faschistischen Denkmälern und der Tilgung von bestimmten Straßennamen geradezu reflexartig erfolgte.

Anhand von vier Erinnerungsorten des Abessinienkriegs in Südtirol analysiert De Pretto die Kontroversen um damit zusammenhängende Geschichtsbilder. Diese Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung sind: das Alpinidenkmal in Bruneck, die Straßennamen in der Landeshauptstadt Bozen, die Südtiroler Heimatbücher und die Kollektiverzählungen der Nachkriegszeit.

In der Einleitung formuliert der Autor die Fragestellung, gibt einen Überblick über den Forschungsstand und stellt die Methodik vor. Besonderes Augenmerk legt er auf eine klar definierte Begrifflichkeit, was dem Buch zugutekommt. Vier Thesen leiten die Untersuchung (S. 21): Erstens sei der Gedächtnisraum Südtirol in der Nachkriegszeit von Narrativen kontaminiert worden, die unter der faschistischen und nationalsozialistischen Herrschaft entwickelt worden waren. Zweitens seien in den Geschichtsdebatten von deutsch- bzw. italienisch-nationalistischer Seite wechselnde historische Aspekte in den Mittelpunkt gerückt worden, um die jeweiligen Positionen in den ethnischen Konflikten zu untermauern. So sei drittens die kollektive Erinnerung an den Abessinienkrieg stets politisch instrumentalisiert worden, was zu völlig gegensätzlichen Interpretationen führte. Erst den jüngeren Forschungen von Regionalhistorikern und dem Engagement aufgeschlossener Journalisten sei es viertens zu verdanken, dass nunmehr auch kritische Zugänge zum Themenfeld Südtirol und der Abessinienkrieg aufgezeigt werden.

Im zweiten Kapitel wird das 1938 errichtete Denkmal für die italienischen Gebirgstruppen in Bruneck abgehandelt. Der Autor schildert dessen Entstehungsgeschichte und geht auf die verschiedenen Rezeptionsphasen ein, die sich in diesem Fall klar abgrenzen lassen. Die Statue wurde zwischen 1943 und 1979 nicht weniger als dreimal zerstört, davon zweimal in die Luft gesprengt. Bei diesem Erinnerungsort könnte der vom Autor im Buchtitel verwendete Begriff des Kampfes treffender nicht sein. Auf italienisch-kulturnationalistischer Seite hat sich im Laufe der Jahrzehnte die Interpretation herausgebildet, beim *Alpino* handle es sich um ein Denkmal für alle Gefallenen sämtlicher Kriege und es würde die Leistungen der Gebirgstruppe im Rahmen des Zivilschutzes ehren. Der historische Hintergrund wird dabei vollkommen ausgeblendet. Die deutsch-kulturnationalistische Front besteht hingegen auf der Deutung, das Denkmal verherrliche nach wie vor den Völkermord Italiens in Äthiopien, außer Acht lassend, dass die 1951 wiedererrichtete Statue sich von der ersten entscheidend unterschied und einen weniger martialischen Soldaten darstellte, der unter anderem kein Gewehr trug. Die Instrumentalisierung dieses Erinnerungsortes für politische Zwecke wird am Beispiel des Südtiroler Schützenbundes offensichtlich. Dieser strebt eine Abtrennung des Landes von Italien an und unterstreicht deshalb die Unrechtmäßigkeit der Annexion von 1920 sowie das Leiden der Südtiroler Bevölkerung unter der Knute Roms. Die Schützen schrecken dabei nicht davor zurück, die Unterdrückung der Südtiroler*innen unter dem Faschismus mit den Verbrechen am abessinischen Volk im Zuge des italienischen Vernichtungskriegs von 1935 gleichzusetzen, was De Pretto zu Recht als „schamlos“ wertet (S. 121). Die äthiopische Regierung wurde öffentlichkeitswirksam um Unterstützung für die Schleifung des Alpidenkmals ersucht.

Die Vergabe von „imperialen Straßennamen“ in Bozen steht im Zentrum des dritten Kapitels. Hier weiß De Pretto mit einigen aufschlussreichen Erkenntnissen aufzuwarten. So wurden bestimmte Namen unmittelbar nach Kriegsende getilgt, in einem zweiten Schritt jedoch teilweise wieder eingeführt. Jene Namen, die heute besonders umstritten sind und deren Löschung das patriotische Südtiroler Lager immer wieder fordert, stammen also gar nicht aus der Herrschaftszeit Mussolinis. Der italienische Kulturnationalismus ließ es sich auch im demokratischen Italien nicht nehmen, Südtirol als italienisches Territorium zu markieren.

Kapitel vier geht auf die Darstellung des Abessinienkriegs in den Südtiroler Heimatbüchern ein, worunter vor allem die sogenannten Dorfbücher zu verstehen sind. Grundtenor ist nach wie vor, die Südtiroler Bevölkerung habe diesen Krieg abgelehnt. Einen wichtigen Aspekt stellt die Beteiligung von Südtiroler Soldaten am Krieg dar. Diese wurde jahrzehntelang als Opfergang beschrieben und die Anzahl der Desertionen stark übertrieben. Die Interpretation der Kriegsteilnahme als auch der Verweigerung als Akt des Widerstandes gegen den Faschismus gehört zu den kaum nachvollziehbaren Besonderheiten der Heimatbuchliteratur.

Über das eigentliche Thema hinausgehend ist auch der Nachweis interessant, inwieweit die Produktion von Dorfbüchern von politischen Begleitumständen bedingt war. So kam es in Zeiten, als die Autonomie Südtirols bedroht schien, zu regelrechten Publikationswellen. Nach De Pretto handelt es sich bei diesen Büchern mithin um ein „gänzlich politisiertes Medium“ (S. 259).

Das Kapitel fünf, überschrieben mit *Schweigen und Erzählen, 1945–2018*, untersucht das kollektive Nachkriegsgedächtnis in Südtirol im Zusammenhang mit dem

Abessinienkrieg, wobei der Autor die gesamtitalienischen Entwicklungen mitberücksichtigt. Hier würdigt er auch die wissenschaftliche Aufarbeitung vor Ort, maßgeblich getragen vom Südtiroler Landesarchiv, die 2006 einsetzte und bis heute anhält. Wie schwerfällig der Wissenstransfer ist, wie verzögert Erkenntnisse seriöser Untersuchungen außerhalb der *scientific community* rezipiert werden, verdeutlicht dieses Buch nur allzu deutlich. Zudem werden bestimmte Forschungsergebnisse gerade vom patriotischen Lager in Südtirol bewusst ignoriert oder als von „sogenannten Historikern“ stammend abgetan.

Das Buch schließt mit einer ausführlichen Zusammenfassung, gefolgt von einem detaillierten Quellen- und Literaturverzeichnis. Dankbar sind der Leser und die Leserin außerdem für ein kurzes Fazit, das jedes einzelne Kapitel abrundet.

Zu bemängeln sind kleinere inhaltliche Fehler und Falschschreibungen, die auf fehlende Ortskenntnisse zurückzuführen sind. Hier erweist sich die Tatsache, dass der Autor Schweizer ist, als Nachteil. Insgesamt gesehen wirkt sich der distanzierte Blick jedoch überaus positiv auf die Arbeit aus. Die unvoreingenommene Herangehensweise an den Untersuchungsgegenstand führt zu erhellenden und zum Teil auch überraschenden Einblicken.

Sehr schade ist der Verzicht auf ein Personen- und Ortsregister. Bei einer wissenschaftlichen Arbeit dieser Qualität ist dies geradezu unverständlich. Auch ein Abkürzungsverzeichnis sucht man vergebens, außerdem hätten die Zitate aus dem Italienischen wohl doch besser ins Deutsche übersetzt werden sollen, zumal Italienischkenntnisse im deutschen Sprachraum nicht allgemein vorausgesetzt werden können.

Auf jeden Fall hat Sebastian De Pretto ein wichtiges, klar strukturiertes, vielschichtiges und trotz komplexer Thematik verständlich geschriebenes Buch zur Südtiroler Erinnerungskultur vorgelegt, dem viele Leser*innen zu wünschen sind. Es erklärt unter anderem, warum der Umgang mit Geschichte in Südtirol immer wieder sehr konfliktgeladen ist und unterstreicht gleichzeitig die Notwendigkeit kritischer Historiografie, die allerdings öfter einmal ihren elfenbeinernen Turm verlassen und sich aktiv in den öffentlichen Diskurs einbringen sollte.

STEFAN LECHNER, Pfalzen

Archive in Südtirol / Archivi in Provincia di Bolzano. Geschichte und Perspektiven / Storia e prospettive, hg. von PHILIPP TOLLOI (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 45), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-7030-0992-1, 540 S., zahlr. Abb.

Der vorliegende Sammelband entstand im Rahmen des 30-jährigen Bestandsjubiläums des Südtiroler Landesarchivs und setzte sich zum Ziel, „einen möglichst fundierten Überblick über das noch junge Südtiroler Archivwesen“ (S. 9) zu bieten. Dementsprechend breit sind die Zugänge, Perspektiven und Schwerpunktsetzungen der insgesamt 19 Beiträge (davon vier in italienischer Sprache) gewählt. Neben der Geschichte des Südtiroler Landesarchivs werden die Genese eines eigenständigen Südtiroler Archivwesens, die Entwicklung, Gegenwart und Zukunft ausgewählter Archive (u. a. Stadtarchiv Bruneck, Archiv des Gesundheitsbezirks Bozen, Diözesanarchiv Brixen) und die Entwicklung der Ausbildung und Tätigkeiten von Archivar*innen in

Südtirol beleuchtet. Abgerundet wird der Band von zwei Beiträgen, die „von außen“ auf die Archive blicken, sowie einem Exkurs zur Geschichte des Landesarchivs Trient.

Abgesehen von einigen – wohl unvermeidlichen – Redundanzen (insbesondere in den ersten beiden Abschnitten) und dem mitunter unausgewogenen Umfang einzelner Abschnitte (den fünf Beiträgen zu Archiven öffentlicher Körperschaften steht ein einziger Beitrag zu kirchlichen Archiven gegenüber), stellt dieser Sammelband nicht nur für Archivar*innen oder Historiker*innen eine lohnenswerte Lektüre dar, sondern für alle, die sich mit (Südtiroler) Archiven auseinandersetzen oder in ihren Beständen forschen. An dieser Stelle seien nur streiflichtartig zwei Aspekte hervorgehoben, die sich wie ein roter Faden durch die meisten Beiträge ziehen und nach Ansicht des Rezensenten besondere Erwähnung verdienen.

Anhand der Entwicklung der Archive in Südtirol im 20. Jahrhundert und insbesondere auch der (Vor-)Geschichte des Südtiroler Landesarchivs zeigt sich geradezu exemplarisch, dass die Entwicklungen im Archivwesen untrennbar mit den jeweiligen politischen und sozialen Rahmenbedingungen verflochten sind. Dies lässt sich etwa am schwierigen Verhältnis zwischen dem Tiroler Landesarchiv und den Staatsarchiven in Bozen und Trient illustrieren. Auf beiden Seiten der Brennergrenze standen nach 1918 die politischen und emotionalen Folgen des Ersten Weltkrieges einer Kooperation im Wege, wie CHRISTOPH HAIDACHER in seinem Beitrag ausführt. Die Archive bzw. die darin verwahrten Quellen lieferten Munition für die politischen Auseinandersetzungen und dementsprechend selektiv wurde der Zugang zu den Beständen dies- und jenseits des Brenners gehandhabt. Erst mit dem Autonomiestatut und der Schaffung eines eigenen Südtiroler Landesarchivs wurde die Voraussetzung für eine Kooperation zwischen den Archivaren in Innsbruck und Bozen geschaffen. Statt in dem stets mit großen Problemen kämpfenden Bozner Staatsarchiv lag nun die regionale Überlieferung in den Händen eines neuen Archivs, dessen Leitung und Fachkräfte nicht nur über persönliche Beziehungen nach Nordtirol bzw. Österreich verfügten, sondern auch über die nötigen archivarisches und sprachlichen Kompetenzen, die einen fachlichen Austausch über die Landesgrenzen erst ermöglichten. Allerdings wäre diese Entwicklung ohne eine grundlegende Veränderung in der Südtiroler Gesellschaft nicht denkbar gewesen, führten doch „öffentliche Archive nach 1945 jahrzehntelang ein Schattendasein, das weder in der Öffentlichkeit oder auf politischer Ebene eingehende Bedeutung erfuhr, von Wertschätzung ganz zu schweigen“ (S. 39), wie HANS HEISS in seinem Beitrag schreibt. Erst in den 1980er-Jahren führten die „Möglichkeiten der Zweiten Südtirol-Autonomie, der Wandel des kulturellen Gedächtnisses im Lande und das Drängen des Nachwuchses an Historikerinnen und Historikern, die im Archiv eine berufliche Perspektive erblickten“ (S. 44), zu einem grundlegenden Wandel hin zur Ausbildung eines professionellen Archivwesens auf allen Ebenen.

Gleichzeitig hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten das Aufgabenfeld von öffentlichen Archiven und damit auch jenes der Archivar*innen stark verbreitert. Zwar ist die Übernahme, Ordnung und Erschließung von Verwaltungsschriftgut immer noch eine zentrale Aufgabe, aber die Sammelgebiete haben sich erweitert, die Digitalisierung bedingt grundsätzliche Veränderungen und Herausforderungen und das (Selbst-)Bild der Institution *Archiv* hat sich ebenfalls gewandelt. Letzteres verdeutlichen geradezu exemplarisch die Beiträge über die Stadtarchive Bozen (HANNES OBERMAIR), Brixen (HUBERT MOCK) und Bruneck (ANDREAS OBERHOFER). Einige

Stadtarchive haben sich mittlerweile in ein kommunales „Haus der Geschichte“ (HANNES OBERMAIR) verwandelt. Sie sind inner- und außerhalb der Wissenschaftsgemeinde gut vernetzt, organisieren Ausstellungen, Veranstaltungsreihen und andere Bildungsangebote und sind in die kommunale Kulturpolitik aktiv eingebunden. Analog dazu hat sich auch das Anforderungsprofil an Archivarinnen und Archivare erweitert. Neben klassischen Kompetenzen sind heute auch Grundkenntnisse in Sachen „Management, Bildbearbeitung, Kuratieren, Edieren, Pädagogik oder Medienkompetenz“ sowie ein Interesse an den „Digital Humanities“ gefragt, wie Andreas Oberhofer schreibt (S. 255). Dass diese grundsätzlich begrüßenswerte Entwicklung nicht immer mit der Zuweisung angemessener (personeller) Ressourcen einhergeht, steht freilich auf einem anderen Blatt.

MATTHIAS EGGER, Innsbruck

Lost & Found. Archäologie in Südtirol vor 1919. Archeologia in Alto Adige prima del 1919, hg. von GÜNTHER KAUFMANN / ANDREAS PUTZER, Athesia, Bozen 2019. ISBN 978-88-6839-424-0, 646 S., zahlr. Farbabb.

Der Band entstand als Begleitpublikation zur gleichnamigen Sonderausstellung vom 2. April bis 17. November 2019 im Südtiroler Archäologiemuseum. Die Herausgeber und Kuratoren der Ausstellung sind Archäologen mit einschlägiger Erfahrung in der Tiroler Forschungslandschaft: Günther Kaufmann studierte Ur- und Frühgeschichte in Trento und Rom und ist seit 2000 Mitarbeiter des Südtiroler Kulturinstituts sowie seit 2002 auch wissenschaftlicher Kurator mehrerer Ausstellungen im Südtiroler Archäologiemuseum. Andreas Putzer studierte Ur- und Frühgeschichte an der Universität Innsbruck und ist seit 2003 freier Mitarbeiter des Südtiroler Archäologiemuseums.

Den beiden Ausstellungskuratoren ist es gemeinsam mit einem großen Team an Autor*innen gelungen, nicht nur ein fundiertes Bild von den Wurzeln der wissenschaftlichen Beschäftigung mit archäologischen Hinterlassenschaften in und aus Südtirol zu entwickeln; darüber hinaus war die Ausstellung Anstoß, in Kooperation mit Kolleg*innen benachbarter Regionalmuseen zahlreiche, über mehrere Sammlungen und sogar Länder verstreute Fundbestände zumindest für die Dauer der Ausstellung sowie in publizierter Form erstmals wieder zusammenzuführen. Dementsprechend enthält der Band nicht nur 26 Beiträge zu einer breiten Palette an Einzelthemen, sondern auch einen umfangreichen und exzellent bebilderten Katalog. Alle Einzelbeiträge verfügen über Zusammenfassungen in deutscher, italienischer und englischer Sprache, der Katalog ist durchgängig zweisprachig (Deutsch/Italienisch).

Die Kataloggliederung folgt dem thematischen Aufbau der Sonderausstellung und kann somit implizit auch für die inhaltliche Abfolge der Beiträge herangezogen werden: Im Kapitel *Das Wissen um die Vergangenheit* wird die „Vorgeschichte“ der Archäologie, ausgehend vom beginnenden humanistischen Interesse an antiken Überresten bis in das frühe 19. Jahrhundert mit Fokus auf Südtirol nachvollzogen. In den Einzelbeiträgen erfolgt dies anhand der Biographien zweier Persönlichkeiten, nämlich des bayerischen Humanisten Johannes Aventinus (1477–1534) – er beschrieb die römischen Inschriftsteine (Beitrag BERND STEIDL) – sowie des Barockhistoriographen Anton Roschmann (1694–1760), der in seiner Funktion als Notar und Bibliothe-

kar der Universität Innsbruck wesentliche Meilensteine in Richtung einer modernen Betrachtung einschließlich denkmalpflegerischer Sicherung archäologischer Objekte in Tirol gesetzt hat (Beitrag MICHAEL HUBER).

Der zweite Abschnitt ist der „Geburtsstunde der Museen in Tirol“ im 19. Jahrhundert bis um 1900 gewidmet. Dieser könnte auch als Netzwerkgeschichte initiativer Persönlichkeiten erzählt werden, und tatsächlich enthalten die Folgekapitel zu den frühen Ausgrabungen viele Detailangaben, die das Zusammenwirken von Bildungsbürgertum, Adel und Klerus für die Herausbildung von Sammlungen und Museen zur Sicherung des regionalen Kulturerbes und zur Förderung lokaler und regionaler Identität beleuchten. Den politischen und mentalitätsgeschichtlichen Kontext dazu bereiten die Beiträge von CHRISTOF AIGNER für Tirol und FRANCO MARZATICO am Beispiel der Entstehung des *Museo Civico di Trento* als Instrument italienisch-nationalistischer Geschichtsschreibung und Politik in vorzüglicher Weise auf.

Unabhängig von der „politischen Frage“, die letztendlich auch den oberen Zeitrahmen der Forschungsgeschichte mit der Abtretung Südtirols und des Trentino an das Königreich Italien auf Basis des von Österreich-Ungarn am 3. November 1918 mit Italien geschlossenen Waffenstillstandsabkommens und des Vertrags von Saint-Germain zwischen den Siegermächten des Ersten Weltkrieges und der neu geschaffenen Republik Österreich definierte, stellte die relativ frühe Gründung von Regional- und Landesmuseen in Tirol einen Glücksfall für die Bewahrung von früh getätigten archäologischen Funden im Land dar: Den Anfang machte diesbezüglich 1823 das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Beiträge WOLFGANG SÖLDER zur *Antiquitätensammlung* und ANTON HÖCK zu den Römischen Fundmünzen), gefolgt vom 1851 gegründeten *Museo Civico di Rovereto* (Beitrag BARBARA MAURINA) und den um 1900 installierten Regionalsammlungen im Palais Mamming Museum Meran (Beitrag ELMAR GOBBI) sowie im Diözesanmuseum Brixen (Beitrag GÜNTHER KAUFMANN). Dass Klöster und geistliche Einrichtungen als Forschungs- und Bildungsstätten im 19. Jahrhundert einen wesentlichen Anteil am Entstehen regionaler archäologischer Sammeltätigkeit hatten, zeigen die Artikel von ALBERTO ALBERTI zum *Ginnasio ovvero dei Franciscani di Bolzano*, von ANDREAS PUTZER zum bischöflichen Institut Vinzentinum in Brixen und von LORENZO DAL RI zur *Sammlung Lamprecht* in der Benediktinerabtei Gries-Muri in Bozen. Parallel dazu entstanden auch bedeutende archäologische Privatsammlungen, die oftmals erst Jahrzehnte später und bisweilen auch nur in Teilen Eingang in öffentliche Museen gefunden haben. Dies gilt beispielsweise für jene von Gebhard Maria Karl Johann Reichsfreiherr von Seyffritz (1828–1906) in Siebeneich, die auf das *Museo di Bolzano* und das Tiroler Landesmuseum aufgeteilt wurde (Beitrag GÜNTHER KAUFMANN). Der Beitrag von ALBERTO ALBERTI zur Sammlung der Grafen Thun zeichnet besonders augenfällig nach, wie hier die Initiative mehrerer Familienmitglieder, ausgehend vom Fund ur- und frühgeschichtlicher Gräberfelder in Pfatten, in einer der bedeutendsten archäologischen Regionalsammlungen auf dem Gebiet des Landes Tirol im 19. Jahrhundert mündete (heute im *Museo Civico* in Trento, *Castello di Buonconsiglio*).

All diese Personen und Institutionen standen in engem Kontakt zu anderen Forscherpersönlichkeiten, welche die verschiedenen Stränge der archäologischen Forschung in Südtirol maßgeblich mitprägten. Ein derartiges Netzwerk steht auch am Beginn der Wallburgenforschung in Südtirol, die bis heute für die Frage vormittelalterlichen alpinen Siedlungswesens von tragender Bedeutung ist: Dazu zählen der

Meraner Kurarzt Dr. Franz Tappeiner (1816–1902), der Verleger, Publizist, Buch-, Kunst- und Antiquitätenhändler Fridolin Plant (1838–1911), Dr. Bernhard Mazegger sowie der Lehrer, Publizist und Korrespondent der k. k. Central-Commission im Kronland Tirol, Alois Menghin (siehe dazu die Beiträge von WOLFGANG SÖLDER und GÜNTHER KAUFMANN). Der Sohn von Alois Menghin, Oswald, wurde 1918 zum Professor für Urgeschichte an die Universität Wien berufen und hatte ab 1922 auch den Lehrstuhl inne, womit die Südtiroler Archäologie Anteil an der Professionalisierung des Faches in Österreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte (siehe den Beitrag im Sammelband: *Universität – Politik – Gesellschaft, 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert* von OTTO H. URBAN, *Oswald Menghin. Professor für Urgeschichte, Unterrichtsminister 1938*, Göttingen, Vienna University Press 2015). Die bereits genannte und 1850 gegründete k. k. Central-Commission für Denkmalpflege war mangels rechtlicher Verankerung des Kulturgüterschutzes in der Monarchie auf das regionale Korrespondentenwesen angewiesen und rekrutierte dementsprechend Fachleute aus diesen Netzwerken (Beitrag MARIANNE POLLAK).

Eine andere Perspektive auf die Wurzeln der Archäologie in Südtirol bieten früh entdeckte Fundorte und deren Forschungsgeschichte. In fünf Beiträgen werden deren Entdeckung, das Schicksal der Fundbestände sowie die Bedeutung der Fundorte für die Tiroler bzw. die internationale Archäologie herausgearbeitet: MAURIZIO BATTISTI behandelt am Beispiel der Sammlungsbestände des *Museo Civico di Rovereto* in Bezug auf die Nekropolen von Pfatten die Forschungsgeschichte derselben nach den frühen Grabungskampagnen durch die Grafenfamilie Thun in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bereits 1858 konnten nach einem Hangrutsch im Umfeld der Burgruine Greifenstein herausragende eisenzeitliche Bronze- und Eisenartefakte, unter anderem etruskischer Provenienz, geborgen werden, die sich heute in der Antikensammlung in Berlin und im Puschkin-Museum in Moskau befinden. Nach PAUL GLEIRSCHER dürfte es sich bei diesem Komplex entweder um ein ehemaliges Depot oder Weihgaben auf einem Brandopferplatz gehandelt haben. Ebenso bedeutend ist der Depotfund von Obervintl, der 1871 in einem Steinbruch entdeckt wurde. Teilbestände dieses eisenzeitlichen Bronzefundkomplexes befinden sich heute in Innsbruck, Bozen, Brixen und Trento. Die starke Fragmentierung der Objekte lässt nach PETER SCHINDLER auf einen Verwahrfund eines Bronzegießers mit überregionalen Kontakten schließen. 1886 wurde am Galgenbühel/Dos de la Forca bei Salurn ein römerzeitliches Gräberfeld ausgegraben. Diese Entdeckung setzte, wie der Beitrag von SINDY KLUGE zeigt, nachhaltige Impulse für die provinzialrömische Archäologie in Südtirol. MARTINA ANDREOLI ist die Zusammenführung und Vorlage der überlieferten Funde in diesem Band zu verdanken. Als fünfte und letzte Fundstelle wird von PAUL GLEIRSCHER der prominent oberhalb von Meran gelegene Hochbichl forschungsgeschichtlich vorgestellt: 1890 fanden hier unter der Leitung von Fridolin Plant mit finanzieller Unterstützung durch den deutsch-amerikanischen Geschäftsmann William Frankfurth (siehe zu diesem den Beitrag von BETTINA ARNOLD) Grabungen statt. Das reiche Fundspektrum kann in das mittlere 6. bis frühe 4. Jahrhundert vor Christus datiert werden, frühbronzezeitliche und römische Einzelfunde indizieren eine mehrphasige Nutzung des Hügels als Opfer- und Siedlungsplatz. Dieser Artikel bildet die Brücke zum Kapitel *Kostbarkeiten verlassen das Land*, befinden sich doch bedeutende Teilbestände dieser Grabung auf Initiative von William Frankfurth im *Milwaukee Public Museum* in Wisconsin/USA.

Den chronologischen wie thematischen Abschluss bildet der Abschnitt *Das Ende des Kronlandes Tirol*, der inhaltlich durch den Beitrag von MARIANNE POLLAK zu den Forderungen Italiens hinsichtlich der Rückgabe archäologischer Funde aus dem Kronland Tirol zwischen 1918 und 1921 abgedeckt wird. Während die Restitution von Kulturgütern aus den im Ersten Weltkrieg durch die Monarchie besetzten italienischen Provinzen unstrittig war, stellte sich die italienische Forderung nach der Aushändigung von Sammlungsbeständen aus den bis 1859 bzw. 1866 habsburgischen Kronländern Lombardei und Venetien sowie der 1918 an Italien verlorenen Gebiete als Problemfall dar. Das schließlich daraus hervorgegangene Kulturabkommen als Ergänzung zum Friedensvertrag von Versailles erweist sich aus heutiger Perspektive als bedeutender Schritt für die Herausbildung moderner rechtlicher Standards für zwischenstaatlichen Kulturgüterschutz.

Zusammenfassend kann dem Herausgeber- sowie dem Autor*innenteam zu diesem Grundlagenwerk zur frühen Archäologie in Tirol nur gratuliert werden. Die Bedeutung dieser Arbeit reicht weit über eine Regionalgeschichte hinaus, war das Gebiet des späteren Südtirol nicht nur für ur- und frühgeschichtliche Menschen, sondern eben auch für die Gelehrten des 19. Jahrhunderts ein Boden des fruchtbaren Austausches – von Gütern, wie unter anderem die Depotfunde zeigen, aber auch von Ideen und Konzepten des Geschichtsverständnisses auf Basis materieller Hinterlassenschaften durch die Forschernetzwerke. Es ist dem Werk zu wünschen, dass es entsprechend seiner Bedeutung auf ebenso breite Rezeption stößt!

THOMAS KÜHTREIBER, Krems/Salzburg